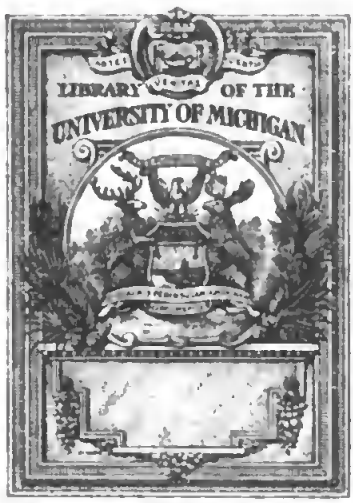
Vermischte Schriften

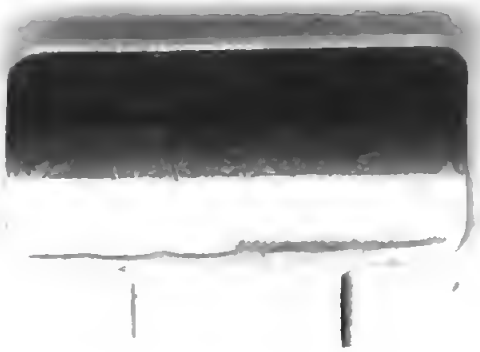
von

Ernst von Houwald.

Zweiter Theil.



PRESENTED BY
THE
GERMAN
DEPARTMENT



Digitized by Google

Vermischte Schriften

von

Freiherr
Ernst von Houwald.

Zweites Bändchen.

Leipzig,
bei Georg Joachim Göschen 1825.

F37
H94
1925
v.2

German
Feldman
7-30-51
75782

9-18-51 MFP

Inhalt.

1. Materialien zu einem Volks-Kalender. . . . S. 1
2. Scenen aus einem Bade. 1819. — 91
3. Das Begräbniß. Erzählung. 1820. — 115
4. Der Epilog zu Maria Stuart. 1821. . . . . — 149
5. Gedichte. . . . — 179
Vaterland und Liebe. 1797. . — 181
Luna. 1801. . . — 183
Zu Schiffe. 1801. . . — 185
Elisa in der Neujahrsnacht. 1804. — 186
Zum Abschied, an Manteuffel. 1808. — 192
Das Mädchen und der Todtenkopf. 1810. . . — 195
Am Grabe meines Kindes. 1813. — 197
Die Fischerin. 1817. . . — 199
Wach auf! Sonnetten-Kranz. 1818. — 205
Berg-Lied. 1818. . . — 213
Die Ahnung. Epistel. 1819. . — 214
Die weiße Rose. 1820. . — 220
An Friedrich Kind. 1820. . — 222
An Serenus. 1820. . . — 224

An Grillparzer. 1820. . . . S. 225
Wohin? Sonnetten-Kranz. 1820. — 229
Lied. 1821. . . . . — 234
Der Friedrichsberg. 1821. . — 238
Die Neujahrs-Stunde. 1822. — 248
Die Seelenwanderung. 1822. — 251
An Worbs. 1823. . . . — 254
Grabschriften. . . . — 259

Materialien

zu

einem Volkskalender.

Aus verschiedenen Jahren.

I.

Der Hausfreund.

Eine Erzählung.

Es war im Frühjahr Abends um die Anstandszeit; der erste Stern blinkte schon am Himmel, und die Waldschnepfen zogen lustig durch den Hain, denn sie waren heute sicher vor dem Förster; der saß bereits mehrere Stunden bei dem Prediger des Ortes, dem er den Tod seines ältesten Söhnchens angemeldet, auf einer Stelle fest, antwortete nicht mehr, wie trostvoll ihm der Geistliche auch zusprach, und starrte nur zu Boden, als möge er die Augen nicht wieder aufschlagen gen Himmel.

„Aber, Herzens-Mann!“ sprach Wanger endlich, und nahm den Förster bei der Hand: „es wird Abend, und hier könnt Ihr nicht

ſitzen bleiben. Die arme Mutter iſt allein zu Hauſe und hat ja nicht einmal jemanden, dem ſie die beiden andern Kinder anvertrauen kann, wenn ſie in ihre Kammer gehen, dort nach dem ſtumm gewordenen Kinde ſehen, und ſich ſatt weinen will. Faßt Euch und geht heim!“

„Eben davor will mir beinahe grauen!“ entgegnete der Förſter: „ich finde zu Hauſe nur mein armes weinendes Weib, und die geſchäftige Leichenfrau und die Kinder, welche den todten Bruder immer wieder zum Spiel aufrufen wollen, der doch ſo feſt auf dem Bette ſchläft. Ich wohne dort ſo einſam im Walde, habe keinen Nachbar, keinen Freund, der mir zuſpricht. Des Käuzchens Stimme, das nun ſchon acht Tage ruft, verſtehe ich wohl, aber mich verſteht Niemand!“

Wanger ging mit großen Schritten wieder im Zimmer auf und ab, und richtete, wie er dieß in der Verlegenheit oft zu thun pflegte, die Blicke auf ſeinen Bücherſchrank; denn er meinte: „die dort drinnen ſtehen,

wiſſen mehr als ich, und helfen wohl aus, wo ich nicht weiter kann!“ und das war klug und wahr, denn ſie verließen ihn wirklich nie. Auch dießmal trat er nach kurzem Beſinnen raſch auf den Schrank zu, nahm ein Buch heraus, und ſagte zum Förſter:

„Nein, Ihr ſollt nicht allein nach Hauſe gehen, ich will Euch einen Freund mitgeben, der Euch erheitern, belehren und auch wohl tröſten wird!“ und hiermit reichte er ihm Hebels Schatz-Käſtlein des Rheiniſchen Hausfreundes.

Der Förſter hatte jedoch kaum einen Blick in die Vorrede geworfen, als er das Buch bitterlächelnd zurückgab: „Das ſind ja nur geſammelte Kalenderhiſtorien, die paſſen jetzt nicht für mich. — Was ſoll mir der Rheiniſche Hausfreund? ich wohne nicht am Rhein!“

Wohl hatte der Prediger die Antwort ſchon auf der Zunge, doch ſchwieg er beſcheiden und dachte: „du ſollſt dem Hausfreunde wohl ſelbſt das Wort vergönnen, ſich zu recht-

fertigen!“ und hiermit schlug er ruhig das Buch auf, und las daraus, wie folgt:

„Wenn ich mir einmal so viel erworben habe, daß ich mir ein eignes Hüttchen kaufen, und heirathen kann, und der liebe Gott bescheert mir Nachwuchs, so setze ich jedem meiner Kinder ein eignes Bäumlein, und das Bäumlein muß heißen, wie das Kind, Ludwig, Johannes, Henriette, und ist sein erstes eignes Kapital und Vermögen, und ich sehe zu, wie sie mit einander wachsen und gedeihen, und immer schöner werden, und wie nach einigen Jahren das Kind selber auf sein Kapital klettert und die Zinsen einzieht. Wenn mir aber der liebe Gott eines von meinen Kindern nimmt, so bitte ich den Herrn Pfarrer, und begrabe es unter sein Bäumlein, und wenn alsdann der Frühling wiederkehrt, und alle Bäume stehen wie auferstanden von den Todten, in ihrer Verklärung da, voll Blüthen und Sommervögel und Hoffnung, so lege ich mich an das Grab und rufe leise hinunter: stilles Kind! dein Bäumlein blüht! schlafe du indessen

ruhig fort! Dein Maitag bleibt dir auch nicht aus!"

Da legte sich der Förster statt dem Hausfreunde, dem Prediger an die Brust und sagte schluchzend: „laßt uns meinen Johannes auch unter den Kirschbaum begraben, den ich ihm an seinem Geburtstage gepflanzt habe."

Der Prediger willigte ein, und der Förster ging ruhig, und nicht allein, sondern in Begleitung des Rheinischen Hausfreundes, nach seiner Wohnung zurück.

Ein Jahr war verflossen, Johannes schlief unter seinem verschwisterten Bäumchen, und der Vater hatte, wenn er den andern Kindern Früchte davon gebrochen, wohl oft schon hinab gerufen: „Stilles Kind! Schlaf du ruhig fort!"

Da fiel der Geburtstag des Predigers, und die Hausfrau lud alle nahe Freunde ihres Mannes zu einem frohen Mahle zusammen. Außer dem Förster, waren der Amtmann des Ortes, dessen Bruder, ein invalider pensionirter Lieutenant, und der

Arzt aus dem benachbarten Städtchen, von der Gesellschaft. Man hatte sich fröhlich gesprochen und getrunken, und ließ nun Kaffee und Pfeifen in den Garten unter die große Linde hinaus tragen, denn der Prediger wußte wohl, daß sein „drei Mohren-Tabak" dort von wegen des Lindenblüthen-Dufts einen wahren Knaster-Geruch annehme.

Wie sie so beisammen saßen, griff der Förster in die Tasche, zog ein Buch heraus, und sagte zum Prediger: „daß ichs nicht vergesse! ich bringe Euch hier Euer Schatzkästlein wieder zurück, denn ich habe es mir nun selbst gekauft!"

Man schlug das Buch auf, las noch eins und das andere daraus vor, und kam auf den Badenschen Landkalender oder Rheinischen Hausfreund zu sprechen, in welchem diese Aufsätze und Erzählungen erst einzeln gestanden hatten, nach mehreren Jahren aber von der Cottaischen Buchhandlung in Tübingen für ein eignes Büchlein gesammelt und unter dem Namen „Schatzkästlein des Rheinländi-

schen Hausfreundes" herausgegeben worden waren.

„Ich bin in jener Gegend zu Hause, sagte der Amtmann, und erinnere mich noch gar wohl, wie auf den Christmärkten sich Alt und Jung nach den Kalenderbuden hindrängte, und Niemand ohne den Hausfreund heimgehen wollte. Und welche Festabende waren das, wenn der Hausvater dann daraus vorlas!"

Schlimm genug, daß ein solcher Freund nur am Rhein wohnt, wo sie überdieß schon den guten Wein haben! fiel der Arzt ein: und daß die Landesregierung überhaupt nicht auf die Hauskalender ein sorgsameres Auge richtet, um sie auch uns zu Freunden zu erziehen!"

Wanger gab ihm Recht. „Wir haben manche treffliche Volksbücher, sagte er: ich will nur Beckers Noth- und Hülfsbüchlein und Pestalozzis Lienhard und Gertrud nennen; aber fragen Sie das Volk, wer kennt und besitzt diese Bücher? Das kommt daher, weil sie zur eigentlichen Nothdurft des Lebens

nicht unentbehrlich, und überdieß nur im Buchladen zu finden sind. Das rechte Volksbuch muß aber, wie die Kleidungsstücke, auf jedem Jahrmarkt zu haben seyn, und sich in alle Lebensverhältnisse zu schicken wissen, so daß es gar nicht entbehrt werden kann, sondern gekauft werden muß. Und hierzu ist einzig der Hauskalender geschickt; den mag keine Familie entbehren, er wird nicht ungelesen in den Schrank verschlossen, wie manches andere gute Buch, er hängt ein ganzes Jahr lang offen an der Wand, und vertritt gar viele Stellen im Hause; er ist unser Zeitmesser, der uns Tage, Wochen, Monate zuzählt; unsre Uhr, die uns die Minuten des Auf- und Niederganges der Sonne anzeigt; unser Astronom, der den Lauf der Gestirne berichtet; unser Wetterprophet, und wahrlich kein schlechterer als alle übrigen; unser Ausrufer, der die fröhlichen Jahrmärkte verkündiget; unser Küster, der die Sonn- und Festtage einläutet; unser Gevattersmann, der dem neugebornen Kinde den Namen giebt, und auch unsre Gedächtniß-

tafel, in welche der Hausvater die wichtigsten Lebensereigniſſe und manchen Trauer- und Feſttag einträgt. Wie herrlich wäre es nun, wenn dieſer Freund, der faſt täglich in die Hand genommen wird, bei dem, was er uns zu verkünden hat, oder wir ihm anvertrauen wollen, auch ein erfreuliches, lehrreiches und tröſtendes Wort für uns hätte!“

„Ja, wenn ich ein Landesfürſt wäre, verſicherte der Förſter, und ich wüßte einen Mann, der eine ſo recht einfache, herzige Feder führte, ſo wie z. B, — wie der Hebel — nicht etwa zum Geheimſchreiber — nein! zum Kalendermacher würde ich ihn ernennen. Der Mann wäre dann der wahre allgemeine Hausfreund, mit ſeinem Rath und Troſt gewiß allenthalben willkommen, und ich würde manchmal wohl ſelbſt mit ihm über den Kalender ſprechen; denn, was ich mir kurzweg nicht zu befehlen getraute, das ſollte er dem Volke anrathen!“

„Und aus einer ſolchen Feder, fiel der Lieutenant ein, läßt man ſich auch manche alte gute Kriegsgeſchichte, oder ein Sprich-

wort gern wiederholen, denn hinterdrein kommt das Wörtchen „Merke!“ und das ist oft das Beste, das Gewürz an der Speise, so etwas wie die Moral bei Gellerts Fabeln. Lest uns einmal ein solches: Merke! aus dem Hausfreunde vor, Pastor!“

Wanger schlug das Buch auf und las: „Man muß mit den Wölfen heulen! das heißt: wenn man zu unvernünftigen Leuten kommt, muß man auch unvernünftig thun, wie sie! — Merke: Nein! sondern erstlich: Du sollst dich unter die Wölfe nicht mischen, sondern ihnen fein aus dem Wege gehen. Zweitens: wenn du ihnen nicht ausweichen kannst, so sollst du sagen: Ich bin ein Mensch, und kein Wolf; ich kann nicht so schön heulen, wie ihr! Drittens: wenn du meinst, es sey nimmer anders von ihnen los zu kommen, so will dir der Hausfreund erlauben, ein oder zweimal mit zu bellen, aber du sollst nicht mit ihnen beißen und anderer Leute Schaafe fressen, sonst kommt der Jäger, und du wirst mit ihnen geschossen!“

„Richtig! sagte der Förster: Mit gefangen

mit gehangen! Merke also: „Wer den Wolf spielt, den schieß' ich todt!"

Wir haben aber doch auch Kalender und Geschichten darin, sprach die Pastorin, indem sie den Kaffee einschenkte; warum steht denn unter diesen kein: Merke?"

„Weil nichts dabei zu merken ist!" antwortete der Lieutenant.

„Oder weil auch wenige sich getrauen, das Merke! auszurufen und zu erklären, fügte Wanger mildernd hinzu."

Der Förster stand auf, stopfte sich eine neue Pfeife und sagte: Wir sitzen so fröhlich beisammen, und haben einander so lieb! Solch ein Geburtstag kommt alle Jahre nur einmal. Laßt uns auch froh seyn, wie die Kinder, und statt des deutschen Solo, lieber einmal Fürst und Kalendermacher spielen!"

Man belachte anfangs diesen Vorschlag, nahm ihn aber in der frohen Stimmung bald an, und erwählte einstimmig den Förster zum Landesfürsten.

„Halt! rief dieser, als man in der Wahl fortschreiten wollte: halt! die läßt sich der

Fürſt nicht nehmen! ſitzt er einmal auf dem Throne, ſo wählt er ſich auch ſeine Leutchen ſelbſt!“

Man mußte nachgeben. „Zum Kalendermacher und Hausfreund fuhr er fort, wähle ich mir denn alſo hiermit den Doctor! — Ihr habt zwar meinen Jungen ſterben laſſen, ſetzte er weicher hinzu, aber eben damals habe ich Euch erſt recht als Hausfreund erkannt. — Ihr, Magiſter, ſollt des Kalendermachers Secretarius ſeyn, und das: Merke! unter ſeine Arbeiten ſchreiben müſſen. Unſre liebe Frau Wirthin, der Amtmann, und der Lieutenant, ſind aber das Volk, und haben das Urtheil!“ „So will ich mir das Ehrenamt denn zu verdienen ſuchen! hob der Arzt an. Aber etwas Neues weiß der Hausfreund in dieſem Augenblicke nicht vorzutragen.“ „Schadet nichts! rief der Amtmann: wenn das Alte nur tüchtig iſt, und gut erzählt wird, ſo mag es das Volk gern noch einmal wieder hören.“

„Der König von Preußen, Friedrich der Große, begann der neue Kalendermacher,

hatte Schleſien im Jahre 1745 zum zweitenmale erobert.“ „Halt! das Volk bittet ums Wort! fiel der Lieutenant ein: es kann nicht leiden, wenn ein Scribent einem ausgezeichneten Manne ſeinen Ehren-Titel entzieht, zu welchem die Geſchichte ſelbſt das Diplom ausgeſtellt hat, zumal manche noch unter dem Volke ſind, die unter jenem Könige gedient haben, wie z. B. ein gewiſſer Lieutenant! — Der Hausfreund wird deshalb gefragt: warum er jenen König Friedrich nur den Großen und nicht den Einzigen genannt habe?“ —

„Hierzu hat der Hausfreund ſeinen guten Grund, fuhr der Doctor fort: er hält alle Leute, und vorzüglich ſolche, gern in Ehren und giebt ihnen nur die Titel, die ſie nicht wieder verlieren können. Der Große bleibe ich immer, wie viel andre Große ſich auch neben mich ſtellen mögen; der Einzige aber nur ſo lange, bis noch ein zweiter kommt, der eben ſo iſt wie ich, oder beſſer noch. — Und in den Jahrtauſenden, die noch kommen werden, und aus den Millionen Herzenskeimen, die

in der Nacht der Zukunft noch schlafen, bis auch sie ihr Frühling weckt, wird ja wohl, so hoff' ich zu Gott und den Menschen, ein Zweiter, vielleicht Dritter noch aufblühen, vor dem die Geschichte den Namen des Einzigen wieder ausstreichen müßte!"

„Amen! der Hausfreund hat recht! sagte der Amtmann! die Pastorin nickte, der Lieutenant aber schwieg.

„Der König von Preußen, Friedrich der Große, hob der Doctor aufs neue an, hatte also im Jahre 1745 Schlesien zum zweitenmale erobert. Wenn sich einer aber ein neues Haus oder Garten erwirbt, über dessen Besitz er vorher mit seinem Nachbar prozessiren mußte, so verhängt er im Anfange die Fenster, welche in Nachbars Hof gehen, macht den Zaun um den Garten höher, und untersagt den Kindern, hinüber zu gehen, und dort eine Frucht zu holen. — So machte es auch der König mit Schlesien, und verbot seinen neuen Kindern, gewisse Lebensmittel und Waaren aus dem benachbarten Sachsen und Böhmen über die Grenze zu bringen.

Das war nun seine Sache, das Gehorchen aber wäre ihre Sache gewesen.

Die verbotenen Früchte waren jedoch viel wohlfeiler im Auslande, und durch den Paschhandel große Summen zu gewinnen. Da dachte denn der König, der die Menschen wohl kannte: es hilft dir nichts; die bloßen stillen Grenzhügel machens nicht aus: du mußt schon jemanden darauf stellen, der zwei scharfe Augen hat! — und somit ernannte er eine Menge Grenzjäger, die aufpassen und auf die Schleichhändler Jagd machen mußten.

Sie hätten manchen verschmitzten Buben immer fangen mögen, wenn sie ihn nur ertappt hätten, dem Hausfreunde wär's recht gewesen; daß aber der arme Wendler fast mit zuerst daran kam, hat ihm sein Lebtage leid gethan. Dieser Wendler war ein wohlhabender Mann, besaß ein Bauergut und war auch ein glücklicher Mann, denn er hatte ein gutes Weib, vier hübsche Kinder, und ein zufriednes Herz. Seine Schwester war nahe an der Grenze im Sächsischen verhei-

rathet, und zu dieser nahm er jetzt seine Zuflucht, denn das Gewitter hatte im Spätherbst in seine Scheune eingeschlagen, und die Flamme die ganze reiche Erndte verzehrt.

„Schwager! sagte er: Du mußt mir dieß Jahr mit Brotkorn aushelfen; das Saatgetreide will ich mir wohl kaufen!“ und der Schwager willigte nicht nur ein, sondern packte ihm auch dießmal noch den ganzen Wagen voll Getreide und Lebensmittel als Geschenk, und die Schwester gab neues wollnes Zeug und mehr noch für die Schwägerin und für die Kinder mit, weil in diesem Jahre das Geld zur Winterkleidung doch fehlen werde, und beide sagten: „fahre mit Gott, Bruder, und hole mehr!“

Wendler fuhr, und dachte: was du auf dem Wagen hast, haben sie dir ja geschenkt! und — einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul! hätte er sagen sollen, denn das Getreide war eben nicht das reinste, und das Zeug auch, eben nicht das feinste; er versprach sich aber und sagte: „einen geschenk-

ten Gaul braucht man nicht zu verzollen! Die Grenzjäger und Zollbediente, setzte er hinzu, werden heut ohnedieß auf dem Jahrmarkt seyn, du trifft sie also nicht einmal zu Hause!" und somit fuhr er einen Schleifweg, und mochte das Zollhaus lieber gar nicht erst sehen.

Aber auf den Grenzjäger Herrmann konnte sich der König verlassen; der war nicht auf dem Jahrmarkte, sondern eher auf den Schleifwegen zu finden, und nahm denn auch hier den Wendler in Empfang. Fast alle die geschenkten Sachen waren verbotene Waaren, und so half denn kein Bitten und Beten, er arretirte Fuhrmann und Wagen. Wendlers Frau kam mit den Kindern dem Vater entgegen, und erschrak nicht wenig, ihn so leichenblaß und in dieser Begleitung zu finden. Hier hatte denn der Grenzjäger Herrmann noch einen harten Stand; denn Mutter und Kinder umfaßten seine Kniee, baten um Gnade und Barmherzigkeit für den Vater, und Wendler selbst reichte ihm noch einmal die zitternde Hand und sprach: „Herr Grenzjäger, seht die

hier an, und laßt mich gehen! die Schweſter hat mir's ja geſchenkt! nehmt, wenn Ihr müßt, Wagen und Pferde, aber verrathet mich nur nicht: ſprecht lieber: der Fuhrmann ſey Euch entſprungen, Ihr hättet ihn nicht gekannt.“

Der Hausfreund hätte hier nicht an Herrmanns Stelle ſeyn mögen, denn ihm iſt immer zu Muthe, als habe Gnade und Erbarmen nicht blos in eines Königs Herzen Raum genug gefunden, und ſich deshalb auch ander Quartier geſucht; ein Grenzjäger aber muß ein Herz haben, feſt und kalt wie ein Grenzſtein. —

Und der Herrmann war ein rechter Grenzjäger. Er ſagte lächelnd: „Nein, mein Brüderchen! mit der Gnade und Barmherzigkeit darf ich dem Könige nicht ins Amt greifen. Ich thue meine Pflicht, habe dich recht wohl erkannt, und ſeinen Nächſten muß man auch nicht verläugnen.“

So wurde denn Wendler eingebracht; die Landesregierung ſtatuirte ein Exempel, und ſchickte ihn auf mehrere Jahre ins Zuchthaus.

Als er wieder los kam, mußte er wie ein Bettler bei seinem frühern Eigenthum vorübergehen, denn Haus und Hof waren der Kosten wegen angeschlagen und verkauft worden. Er fand seine Frau und Kinder in einem elenden Häuschen am Ende des Dorfes wohnen, und hätte vielleicht jetzt eher ungestraft etwas einpaschen mögen, denn der Grenzjäger Herrmann schien ihn nicht mehr zu kennen, und schlug die Augen allemal nieder, wenn er ihm begegnete: allein Wendler war lieber ein fleißiger Tagelöhner und dachte: besser, du scheuest dich vor mir, als ich mich vor dir!"

Endlich brach der siebenjährige Krieg aus, und die Oesterreicher zogen wieder in Schlesien ein. Da hatten die Grenzjäger gute Zeit, denn sie brauchten nicht mehr aufzupassen, weil alle Schleifwege wieder frank und frei waren. Aber der Herrmann dachte:

„Du bist und bleibst dennoch deines Königs Grenzjäger, und die Feinde sind ja wohl auch nichts anders, als Contrebandirer; dar-

um kannst du ja derweile auf diese mit Achtung geben!"

Das that er denn auch, beschlich und belauschte sie, wo er konnte, und hinterbrachte seinem Könige oft die wichtigsten Nachrichten, wodurch mancher Plan der Feinde vereitelt wurde. Der König nannte ihn einen getreuen Diener, die Feinde schimpften ihn aber einen Spion, suchten seiner habhaft zu werden, um ihn aufzuknüpfen, und setzten sogar einen Preis von hundert Thalern auf seinen Kopf.

Ob das wohl der arme Wendler gewußt haben mag? — Er hätte die hundert Thaler brauchen können! — —

Eines Tages schlich Herrmann verkleidet wieder mit einer wichtigen Nachricht der Gegend zu, wo die Preußischen Vorposten standen. Als er um eine Waldecke biegt, kommt ihm ein Commando Oesterreichischer Reiter entgegen. Das waren nun freilich nicht die Rechten; aber ausweichen konnte er nicht mehr, er mußte ihnen Rede stehen. Der Wachtmeister fragte: wer er sey? —

„Ich bin der Verwalter Seifert aus dem Dorfe dort unten!„war die Antwort.

„Er lügt: rief einer aus dem Commando, es ist sicher kein anderer, als der Grenzjäger Herrmann! ich habe mir den Patron früherhin einmal auf dem Viehmarkte zeigen lassen, und müßte mich sehr irren, wenn es dieser nicht seyn sollte!"

„Da wäre etwas zu machen, Herr Wachtmeister!" rief ein anderer.

Der Wachtmeister wurde dringender; Herrmann aber schwor Stein und Bein, und zeigte einen erbrochenen Brief vor, der eine Getreidebestellung an den Verwalter Seifert enthielt. — Durch dieses sichere Benehmen wurde der Wachtmeister zweifelhaft, und wollte ihn schon wieder gehen lassen, denn er dachte: wen man gern haschen und hängen will, den glaubt man überall zu sehen!"

Doch da rief wieder einer aus dem Commando: „halt! dort kommt unser Mann! ich kenne ihn, es ist der Tagelöhner Wendler, den jener Bursche um Haus und Hof gebracht, und wegen einer Kleinigkeit aufs

Zuchthaus verholfen hat; von dem werden wir die ſicherſte Auskunft erhalten!„ und wirklich kam der arme Wendler mit einer Karre trocknen Holzes langſam den Weg daher gefahren. —

Für Herrmann war dieß noch weniger der rechte Mann, und ihm ward zu Muthe, als ſtehe er hier auf dem Richtplatze, zumal er den Schleifweg und die Stelle hier wohl erkannte, an welcher er einſt dem Wendler ſelbſt die Lehre gegeben: „man müſſe ſeinen Nächſten nicht verläugnen!“

Der Wachtmeiſter rief den Tagelöhner herbei, und fragte ihn: „Ihr kennt doch wohl den Grenzjäger Herrmann?“

„O ja! den kenn' ich ſehr genau!“ war die Antwort.

„Nun ſo ſeht Euch einmal dieſen Menſchen an! — Er will der Verwalter Seifert aus jenem Dorfe ſeyn, wir aber halten ihn für den Spion Herrmann, der Euch auf's Zuchthaus gebracht. Ihr wißt doch auch, daß ein Preis von hundert Thalern auf ihn geſetzt iſt, und ich bin erbötig, einen Vorſchuß

darauf zu machen.“ Mit dieſen Worten zog der Wachtmeiſter einen ſchweren Beutel aus der Taſche, und ließ das Silber darin anmuthig klingen.

Der Hausfreund möchte abermals nicht an dieſer Stelle geſtanden haben. Denn Nahrungsſorgen ſind eine bittre Koſt, die Rache aber iſt eine ſüße Speiſe, und er betet deshalb lieber alle Morgen: „Herr gieb uns unſer täglich Brot und führe uns nicht in Verſuchung!“

Der Wendler blieb die Antwort auch lange ſchuldig, und eben weil die Rache ſüß iſt, ſagte er endlich: „ja, ich kenne dieſen Mann genau, und man ſoll ſeinen Nächſten ja nicht verläugnen!“ — und wieder ſchwieg er, ſah ernſt in das bleiche Geſicht des Grenzjägers, und als dieſer meinte: jetzt werde der Streich des Nachrichters fallen, — da wehte in des Tagelöhners Bruſt die Gnade mit dem weißen Tuche und er ſagte: „ja, ich kenne dieſen Mann genau! — Es iſt der Verwalter Seifert!“ — — und hiermit ging er an ſeinen Karren zurück und fuhr das dürre Holz ge-

troſt nach Hauſe. Der Wachtmeiſter aber ſteckte den ſchweren Beutel wieder in die Taſche, und ließ den Grenzjäger ruhig ſeines Weges gehen. — Und das war gut, denn ſo blieben ſie alle drei reicher!

„Ich bin nun fertig!“ ſagte der Arzt.

„Bravo! Kalendermann! Ihr habt Eure Sache gut gemacht! riefen der Amtmann und deſſen Bruder; die Paſtorin trocknete ſich aber ſtill die Augen.

„Ich bin auch mit Euch zufrieden, Hausfreund!“ ſprach herablaſſend der Förſter: aber, Secretarius, nun thut auch Ihr Eure Schuldigkeit!“

Der Prediger ſäumte nicht und hob an: „Du ſollſt deinen Nächſten nicht verläugnen! das heißt: du ſollſt deines Nächſten Namen und Verhältniſſe einem jeden nennen, der dich darnach fragt!“ — Erſtens: Merke: Ja! Wenn dich einer fragt, der ein Recht dazu hat, und dem du Antwort ſchuldig biſt; oder wenn der Nächſte ſelbſt dein Anerkenntniß bedarf und verlangt, dann ſollſt du ihn nicht verläugnen, und wenn auch im

erſten Falle Mitleid, und im andern Hochmuth oder Furcht dir davon abriethen. — Zweitens: Merke: Nein! Wenn dein Nächſter ein treuer eifriger Diener ſeines Herrn iſt, ob andere ihn gleich deshalb einen Spion nennen und aufhängen wollen, wogegen auch du im Ganzen vielleicht nicht viel einzuwenden haben würdeſt, weil du meinſt, er habe es auch an dir verdient; und die Rache deckt ſeinen Feinden und dir eine reiche Tafel, und die Habſucht trägt die Speiſen in Silber auf, ſo ſollſt du dich mit ihnen doch nicht zu Tiſche ſetzen: das bleiche Arme-Sündergeſicht des Verrathenen ſteht ja hinter deinem Stuhle, und würde Zeit deines Lebens dort ſtehen bleiben; du magſt ihn dann getroſt verläugnen, den Grenzjäger in einen Verwalter umkleiden helfen, und ruhig und lieber hungrig mit deiner Karre weiter fahren, der liebe Gott wird dich daheim ſchon ſatt machen!“

„Topp! ſo ſoll es ſeyn, und wir wollen uns das: Merke! merken,“ rief der Lieutenant, und die Freunde reichten ſich die Hände.

„Und nächstens giebt uns der Hausfreund und sein Sekretarius wieder eine solche Kalendergeschichte!“ meinte der Amtmann.

„Wir sind erbötig dazu, wünschten vor allem aber das verheißene Zeichen der Gnade und Zufriedenheit unseres Landesfürsten zu erhalten,“ entgegnete der Doctor scherzhaft, indem er sich an den Förster wendete.

„Das soll Euch nicht fehlen, antwortete dieser, und nahm sich ein halb verwelktes Büschelchen Baumblüthen von der Brust, sah den Doctor und den Prediger wehmüthig lächelnd an und sagte:

„Da! theilt Euch in dieß Kleinod! Ihr wißt ja doch, von welchem Baume die Blüthen sind.“

Der Abend nahte, und mahnte die Freunde zum Aufbruch. Da sprach der Förster, welcher lange schon nachdenkend vor sich hingeblickt und mit dem Stocke in den Sand gekritzelt hatte:

„Mir kommt da noch ein Einfall, den ich Euch nicht verschweigen mag. Wenn mir etwas recht zu Herzen gegangen ist, so wird

mir immer dabei, als sollte ich es der ganzen Welt wieder erzählen. Ich wette auch, daß wenn Ihr, Pastor, Eure ganze Gemeine, und Ihr, Doctor, alle Eure Kunden aus der Stadt, und Ihr Lieutenant, Euer ganzes Regiment heute zu uns gebeten hättet; sie würden alle gern mit uns Fürst und Kalendermacher gespielt und zugehört haben, was der Kalendermann und sein Secretarius uns erzählten."

„Das wäre aber doch wohl zu viel gewesen!" erinnerte die Pastorin.

„Nun freilich wohl, fuhr der Förster fort, Kaffee und Taback würden nicht gereicht haben, und der Doctor mit seiner heisern Stimme auch nicht allen verständlich geworden seyn. Aber ich weiß es, Ihr beide seyd stark in der Feder; wie wär' es nun, wenn Ihr es aufschriebet, was wir uns erzählten?" —

„Der Einfall ist nicht übel!" meinte der Amtmann.

„Und wenn Ihr's dann gar drucken ließet, sprach der Förster weiter, so daß gleichsam aus unserem Kreise ein Hausfreund ausginge, der jedem bei der eignen Pfeife

Taback, und dem eignen Schälchen Kaffee, das wieder berichtete, was wir uns mitgetheilt, und es könnte einer oder der andere das Büchlein auch so mit nach Hause nehmen, wie Ihr mir vor dem Jahre den Rheinischen Hausfreund mitgabt!"

„Waidmann! Waidmann! fiel der Doctor ein: Ihr habt stolze Gedanken, und möchtet wohl gar Euch gern gedruckt sehen? Mir selbst aber kommt auch die Lust, Hand an ein solches Werk zu legen, wenn Freund Wanger nehmlich auch die seinige dazu bieten will!"

„Ich bin nicht dagegen! antwortete Wanger: was wir aber niederschreiben, muß kein Buch ausfüllen, sondern nur der Appendix zu einem Hauskalender seyn. Ich schätze nun einmal diese Haustafeln ganz besonders, und so könnte sich das ja wirklich erfüllen, was wir vorhin über das Kalendermachen gesprochen haben. Ein tüchtiger Verleger, der neben unsrem einfachen Blumenkohl-Gerichte noch andere kräftigere Speisen aufzutragen versteht; damit das Ganze ein gutes Mal

werde, wird ja wohl auch zu finden seyn!“ — Man ward einig; der Förster holte Papier und Feder herbei, und sprach zum Prediger:

„Hier, Secretarius, setzt Euch nieder, und schreibt vor allen Dingen ein Wort an den geneigten Leser, wodurch sich ihm der neue Hausfreund empfiehlt!“

Wanger setzte sich und schrieb wie folgt:

Der Hausfreund an den geneigten Leser:

Es giebt wohl keinen Menschen auf der Erde, welcher behaupten möchte: „er habe niemals einen Freund gehabt!“ wollte aber einer oder der andere doch mit der Klage gegen die Freundschaft auftreten, daß sie seinem Hause entweder stolz oder leichtsinnig vorübergegangen sey, oder er sie, wegen ihrer unnützen Aufführung, gar selbst habe hinauswerfen müssen; so können wir die Schuld davon nur ihm allein zuschreiben, denn er hat entweder die Pässe der bei ihm Einkehrenden nicht genau visirt, und nicht beachtet, daß bei dem Signalement der Freundschaft eine offene Stirn, ein freies treuherziges Auge, und ein

geschloßner Mund nicht fehlen dürfen, und hat ein verstelltes Zusammenkneifen der Finger für den ihr besonders eignen warmen Händedruck gehalten, sie hieran zu erkennen geglaubt, und unvorsichtig dem Falschen seine Thüre geöffnet, oder er hat, vom Nachtschwärmen mit dergleichen Gesellen ermüdet und verdrossen, die schöne Zeit verschlafen, wo die Freundschaft an seine Thüre klopfte, um ihn aufzuwecken, und ihn mitzunehmen zu einem frohen, thätigen, frommen Leben. — Wer würde es ihr wohl ansehen, wenn sie so jugendlich frisch und stark neben uns steht, und gleichsam mit uns aufzuwachsen scheint, daß sie schon so alt sey, und so lange schon unter den Menschen umher wandle? — Spricht nicht schon vor zwei Jahrtausenden Jesus Sirach von ihr und sagt:

„Ein treuer Freund ist ein starker Schutz! wer den hat, der hat einen großen Schatz!"

„Ein treuer Freund ist ein Trost des Lebens, und wer Gott fürchtet, der kriegt einen solchen Freund."

„Denn wer Gott fürchtet, dem wird es

gelingen mit Freunden, und wie er ist, also wird sein Freund auch seyn!" —

Freilich wird der geneigte Leser erfahren haben, daß ein solcher Schatz nicht leicht zu finden sey: jedweder sucht danach wie nach seinem verloren gegangenen Eigenthum, nicht aber will jeder bei dieser allgemeinen Haussuchung auch seine Brust- und Herzenskammern willig aufschließen, worin der Schatz wohl verborgen liegen mag. Deshalb wäre es gut, wenn es den Menschen lieber gleich an der Stirn geschrieben stände:

„Hier ist der Schatz, der Freund, zu finden!" Wer die Schrift auf dem Menschen-Antlitz zu lesen versteht, der liest es denn auch freilich oft also. Es giebt nun aber doch einmal viele, die nur Gedrucktes lesen können, und für diese besonders muß ein Freund erwünscht seyn, der den Namen gedruckt an der Stirne trägt.

Und, nun schaut mir doch einmal recht ins Angesicht, erkennt Ihr nicht das Wort: „Hausfreund" — das sie mir mit großen rothen Buchstaben auf die Stirn gedruckt

haben, damit jeder wiſſen möge, wer ich ſey. — Nun, ſo empfangt mich denn als Freunde, und öffnet mir die Thüren; mir gilt es gleich, ob mich ein Pallaſt oder eine Hütte aufnimmt, ich werde allenthalben ein treuer Freund ſeyn, verſchwiegen und beredt zu ſeiner Zeit!

Gott grüß' Euch alle, und ſchenk' Euch ein fröhliches Neujahr!

II.

Die Erde und der Menſch.

Bei dem Herrn Schulmeiſter Schwalbe werden gewiß viele von Euch in die Schule gegangen ſeyn, und noch nicht vergeſſen haben, wie er das erſte Kapitel im erſten Buche Moſis auszulegen, und was er dabei von der Erſchaffung der Welt und des Menſchen zu erzählen wußte. Da ſchwoll uns Kindern dann immer recht der Kamm, wenn es hieß: die ganze Erde, mit allem, was darauf wächſt und blüht und lebt und webt, ſey nur dem Menſchen unterthan, und daß er nach Willkühr damit ſchalten und walten könne; und wir ließen es uns gefallen und nickten alle mit dem Kopfe dazu, wenn der Herr Schwalbe die Allweisheit und Allgüte Gottes hauptſächlich eben daraus bewies, daß der Schöpfer die ganze Erde einzig und allein zu unſerm Vergnügen und Nutzen er-

schaffen habe; daß die Thiere und Pflanzen nur des Menschen wegen da wären, weshalb er mit ihnen nach Gefallen verfahren könne, und daß die vier Jahreszeiten blos zu unserer Lust, wie wandernde Musikanten, ihren Umgang halten müßten. — Kein Wunder, wenn die jungen Herren der Erde, sobald sie nur das alte Schulhaus verlassen hatten, von ihrer Herrschaft und Willkühr auch sogleich nach Kräften Gebrauch zu machen strebten. Da kriegte denn manches Pferd und mancher Ochse und Hund einen tüchtigen Hieb mehr; der Sperling oder der Käfer mußten an einen Faden gebunden im Kreise herum ihre Kunststücke machen, bis sie elend starben; die Vogelnester wurden auf der Stelle ausgenommen, und die schlanksten schönsten Blumen wurden geköpft.

Nicht wahr? Der Herr Schulmeister Schwalbe wird tüchtige Herren der Erde erzogen haben, wenigstens sind dem Hausfreunde gar viele aus dieser Schule im Leben wieder vorgekommen, und er möchte wohl selbst einer dergleichen geworden seyn, wenn

die Mutter nicht gewesen wäre und behauptet hätte: der liebe Gott habe es doch wohl anders gemeint, als der Herr Schwalbe ihn verstehen wolle, und man gehe doch viel seliger durch die Welt, wenn man weniger als Herr, sondern mehr als Bruder mit den Geschöpfen verfahre, denn da treffe man allenthalben Geschwister, wenn auch die Menschen selbst einen nicht mehr Bruder nennen wollten! —

„Aber, liebe Mutter!" wendete ich dann ein: „du wirst doch nicht verlangen, daß ich die Hunde oder die Esel für meine Herren Brüder, oder die Raupen und die Brennnesseln für meine Frauen Schwestern halten soll? Ich müßte mich ja schämen."

Da hob die Mutter den Finger drohend auf, und sprach: „ei, du eitles Kind! Schämt sich der Schöpfer nicht, ihr Vater zu seyn, wie darfst denn du dich ihrer Brüderschaft schämen wollen!"

„Aber in der Bibel steht doch nun einmal: der Mensch soll herrschen über die ganze Erde!" entgegnete ich etwas trotzig, weil ich

fühlte, ich sey vor dem Drohen der Mutter roth geworden.

„Der Herr Schulmeister herrscht auch über Euch! sprach sie sanft: wie, glaubst du aber, daß Ihr des Herrn Schulmeisters wegen da seyd, oder er nur Euretwegen im Amte stehe? — Wem ein Herrscheramt aufgetragen, der darf wohl weniger an sich denken, als an die, welche ihm unterthan sind; und wenn der Mensch wirklich die Erde beherrschen soll, so ist er ja auch zugleich verantwortlich für Freude und Leid seiner Mitgeschöpfe!“

Damals schwieg ich blos aus Respect; aber recht verstanden habe ich die Mutter erst jetzt, seit sie den Mund auf immer geschlossen hat, und ich will mich nächstens zum Herrn Schulmeister begeben, und ihn gewiß eines andern überzeugen.

Ich will ihm sagen: wenn der liebe Gott nun die Erde mit allen Thieren und Pflanzen geschaffen hätte, jedoch ohne die Menschen darauf, und euer Schulhaus stände auch nicht hier, sondern auf einem andern Sterne, und er sagte zu euch: „kommt ein-

mal mit, Herr Schulmeiſter, ich will euch meine ſchöne Erde zeigen!" und er führte euch dann in die tiefen Schatten ihrer Wälder, wo das Wild noch furchtlos ſeine Jungen ſäugt, und der Vogel zutraulich ſein Neſtchen baut; — und auf ihre weiten Felder und Auen, mit Blumen und Getreide und Früchten üppig durchwachſen, wo Millionen Bienen und Käfer und Schmetterlinge luſtig umherſchwärmen; — und er zeigte euch ihre Bäche und Ströme und Meere mit dem fröhlichen Volk der Fiſche; — und ſetzte euch eine Vergrößerungsbrille auf die Naſe, damit ihr die Würmchen kennen möchtet, die auf dem Sandkorne wohnen; — und ließe euch endlich in dem Schooße der Erde die koſtbaren Stein- und Metall-Adern, als Grundlage des Baues, ſchauen, und fragte dann:

„Wie gefällt euch dieß alles, Schulmeiſter? Meint ihr wohl, daß ich die Erde ohne Zweck gemacht, und daß ſie der Mühe des Erſchaffens nicht werth geweſen ſey, weil ihr der Menſch fehlt?"

Gewiß, ihr würdet vor dem großen Meister niederfallen und sagen: „nein, das glaube ich nicht mehr! ich erkenne deinen heiligen Zweck: wohlzuthun und zu erfreuen, das ist dein Bedürfniß, du ewiger Weltgeist! deshalb theilst du die kostbaren Gaben, Leben und Freude und Liebe, allenthalben reichlich aus, zufrieden, wenn sie nur genossen, unbekümmert, ob sie verstanden werden. Deine Erde ist ein Paradies auch ohne die Menschen, und — verrathe sie ihnen nicht, sonst wird ihre Axt deine Wälder niederhauen; ihr Gewehr deine fröhlichen Thiere tödten; ihr Netz deine Gewässer entvölkern; ihre Sichel deine blumigen Auen abmähen; ihr Fuß deine Würmchen zertreten, und ihr Brecheisen die Pracht deiner Metall-Adern zerstören! Aber mich laß ein Hüttchen hier bauen, ich will friedlich hier leben!"

Und gesetzt, der liebe Gott erlaubte es euch, und ihr dürftet euch die Hütte erbauen; würdet ihr noch behaupten: die Erde sey blos euretwegen gemacht? — Und was möchten wohl die Thiere zu euch sagen? —

Der Storch dächte wohl: „ganz bestimmt hat der Schulmeister nur meinetwegen sein Haus hier aufrichten müssen, denn wo könnte ich mein Nest besser erbauen, als auf dem breiten Giebel dort!“ Und die Mücke würde denken: „die Menschen mit der glatten Haut hat der liebe Gott doch gewiß blos für uns geschaffen, denn seit ich des Schulmeisters rothe Nase hier habe, giebts doch erst einen ordentlichen Rüssel voll Blut!“ Und das Turteltäublein würde ganz früh schon gurren und rufen: „Will der faule Schulmeister wohl aufstehen und die Saat auf seinen Acker ausstreuen, damit ich mein Frühstück gemächlicher finde?“ — Dergleichen Stimmen würden die meisten Thiere und Pflanzen erheben, wenn sie nur sprechen könnten, und den Menschen für ihren Tagelöhner und Handlanger ausgeben, während er selbst glaubt, daß er der Herr der Erde sey. — Und wenn er nun auch letzteres wirklich geworden ist, weil ihm der Schöpfer, als seinem vernünftigen Kinde, die Aufsicht über die andern aufgetragen hat; so muß er, wie meine

selige Mutter sagte, eben darum verantwortlich bleiben für Freude und Leid seiner Mitgeschöpfe. Bei seinem klaren Bewußtseyn von Lust und Schmerz weiß er recht wohl, wie es den armen stummen Thieren zu Muthe ist, wenn ihnen das Herz klopft, und sie angstvoll zucken und stöhnen, oder wenn sie hüpfen und springen, und sich wohl gar an ihn schmiegen. Er ist nun zwar ihr Herr, und auch wohl gewissermaßen auf sie angewiesen; er darf mithin ihre Kräfte gebrauchen, ja selbst zu seiner Nothdurft ihr Leben fordern. Aber er soll gerecht und barmherzig gegen sie seyn; gerecht, indem er nicht mehr von ihnen verlangt, als die Natur ihrer Kräfte erlaubt, und er ihnen ihr Tagewerk mit reichlicher Nahrung vergilt; barmherzig, indem er sie nicht zu seiner Lust verstümmelt, sondern ihnen das Fünkchen Leben nur zu seiner eigenen Lebens-Nothdurft raubt, und den schweren Augenblick des Todes ihnen leicht macht; sonst wird ihn der Schöpfer fragen:

„Hast du dein Amt auch recht verwaltet?

Hatte ich denn die Erde nur für dich geſchaffen, und dich nicht auch mit für die Erde? Waren nicht alle ihre Bewohner ſo gut meine Kinder, als du? — —

Alſo würde der Hausfreund zu dem Herrn Schulmeiſter Schwalbe ſprechen, und ſich vielleicht obendrein gegen ihn beklagen, daß man zum Schutz der Thiere noch keine Geſetze gegeben, und ihnen, den ſtumm Duldenden, noch keinen Anwald beſtellt habe, da ohne ſie ein Staat doch nicht beſtehen kann, und ſie deshalb alſo doch auch als Viertels- oder Achtels-Bürger betrachtet werden müſſen. Wenn aber der Schulmeiſter dennoch hartnäckig den Kopf ſchüttelt, weil er denkt: „wenn du nachgiebſt, ſo darfſt du am Ende nicht mehr die jungen Finken und Nachtigallen blenden, damit ſie beſſer ſchlagen und theurer bezahlt werden, und darfſt nicht mehr den Wurm lebendig an den Angelhaken ſpießen, oder gar nicht einmal mehr das rückſtändige Schulgeld an des Gaſtwirths altem Einſpänner abprügeln, der nur mit deiner guten Drathpeitſche gezwungen werden kann, deine

acht Mann ſtarke Familie fortzuſchleppen, wofür er ſelbſt noch kein Futter gefordert hat!“ ſo wird ihn der Hausfreund auf der Stelle verlaſſen, weil ihm vor einem Menſchen graut, der kein Herz für die übrigen Gottesgeſchöpfe hat, und er ruft deshalb dem geneigten Leſer zu:

„Hütet Euch vor einer ſolchen Schwalbe, die da meint: der Tempel Gottes ſey nur deswegen aufgebaut, damit ſie ihr Neſt von Koth daran kleben könne!“

III.

Das Kindtaufen.

Bei dem Förſter war Kindtaufen. Der Himmel hatte ihm wieder erſetzt, was vor dem Jahre die Erde aufgenommen, ein derber Knabe lag ſchlummernd in der Wiege, und der Doktor, der Amtmann, der Lieutenant und mehrere Freunde und Verwandte ſtanden Gevatter, und der Knabe wurde: „Gottlob!“ getauft.

„Denn Gottlob iſt ein ſchöner Name!“ ſagte der Förſter: „wer ihn nur mit Fug und Recht zu tragen weiß; und Gottlob heißt auch mein Bruder, der alte Oberwinzer auf Fiſchers Weinberg; das iſt ein Menſch, zu dem jeder ſagen möchte: „Gott Lob! daß du auf der Welt biſt, du braver ehrlicher Kerl!“ und Junge! rief er eifriger, indem er ſich drohend an die Wiege ſtellte: daß du mir auch ein ächter Gottlob wirſt, ein wah-

rer Oberwinzer im Weinberg des Herrn, der die Reben anbindet und zieht, und aus der vergänglichen Traubenfrucht den Labetrank für lange Jahre zu bereiten weiß, daß du mir auch ein Gottlob wirst, und kein Gottbewahre! oder ich will dir ja die zehn Gebote — —" und hiermit langte er nach der Jagdpeitsche an der Wand.

„Vater! Vater! es hat ja noch lange Zeit!" wendete sanft die Wöchnerin ein.

„Du hast Recht! es hat noch lange Zeit!" erwiederte der Förster: „und wird auch nicht nöthig seyn! nicht wahr, mein Gottlobchen, es wird nicht nöthig seyn? — Mutter, wiege das Kind wieder ein, es hört schon auf seinen Namen, und ist erwacht, da ich es etwas scharf anredete!"

„Der Name Gottlob kommt mir aber doch ein wenig gemein vor, wertheſter Herr Schwager!" erinnerte die geheime Hofräthin. „Er schmeckt so nach Handwerk und Tagelohn. Wir haben ja andere gar schöne und wohlklingende Namen, die gleich den höhern gebildetern Stand beweisen, und daß man

in der Hiſtorie und im Bücherleſen wohl bewandert iſt!“

„Nach Handwerk und Tagelohn?“ fuhr der Förſter auf. „Ei! ei! meine Frau geheime Schwägerin, wodurch ſind Sie denn ſo vornehm geworden? Doch wohl nur, weil Ihr braver Mann auf der großen Werkſtatt, der hohen Schule, ein tüchtiger Burſche und Geſelle geweſen iſt, der das Seinige von den Meiſtern gelernt hat und nun ſein Handwerk mit der Feder verſteht, und Sie durch ſein redlich erworbenes Tagelohn reichlich ernährt und feiner kleidet. Haben Sie alſo Reſpect vor Handwerk und Tagelohn! Oder bilden Sie Sich darauf etwas ein, daß Sie Ihre beiden gottloſen Buben, Alboin und Malkolm genannt haben?“

„Es ſind zwei Königsnamen!“ ſprach die Hofräthin, indem ſie den Kopf ſtolz in die Höhe warf.

„Und in welchen Ländern herrſchten denn dieſe beiden Könige?“ fragte der Doktor lächelnd. —

„Mein Mann weiß es!“ erwiederte ſie.

„Sie aber wissen es nicht?“ fiel der Förster ein: „recht so, was gehen Ihnen die Länder an, wenn es nur Königsnamen sind, und Sie das Glück haben, die bodenlos ungezogenen Herren Könige alle Tage einmal tüchtig auszupeitschen!“

„Ich gehe immer sehr ungern daran, ein Kind mit einem fremden ungewöhnlichen Namen zu taufen!“ sagte der Pastor, „aber der Deutsche liebt es nun einmal, sich seine Namen sogar von andern Völkern oft zu borgen. Die Frau geheime Räthin hat vollkommen Recht, es gehört jetzt zum vornehmen Ton, den Kindern recht ungewöhnliche Namen beizulegen, aus der alten fabelhaften Geschichte und aus Dichtungen entlehnt, oder die gewöhnlichen Namen wenigstens französisch und englisch auszusprechen, wenn man auch kein Wort von diesen Sprachen versteht. Ehemals erhielt der Sohn den Namen des Vaters, oder eines geliebten Freundes und Verwandten, oder er wurde nach dem Tage seiner Geburt aus dem Kalender benannt, oder ihm aus begeisterter Liebe, wie ein Segen, der Name des braven

Landesfürsten gegeben, und so knüpften sich tausend liebe und merkwürdige Erinnerungen an den Namen des Kindes. Diese Rücksicht gilt aber jetzt bei wenigen mehr; klingt der Name nur recht selten und abenteuerlich, dann ist es genug!"

„Nein! bei mir ist es nicht genug!" rief der Förster. „Ich habe nach alter Sitte gar liebe Erinnerungen an meines Sohnes Namen geknüpft! — Gott Lob! sprach mein Weib, als sie den Knaben geboren! Gott Lob! rief auch ich, als die Hebamme mir ihn in die Arme legte, und wie mein Bruder, der Oberwinzer heißt, hab ich Euch schon gesagt; genug, kommen Sie, Frau Geheime Hofräthin, beste Schwägerin, vortrefflichste Königs-Mama, wir wollen zu Tische gehen, uns weiter nicht streiten, und Ihr Pathchen, das kleine Gottlobchen, hoch leben lassen."

Und hiermit führte der Förster die empfindlich gewordene Frau in die Gaststube, wo ein reichliches Kindtaufmahl aufgetragen wurde. —

Bei vielen kräftigen Speiſen, einem guten Glaſe Wein, und einer fröhlichen Unterhaltung ſaß man lange bei Tiſche, und der Förſter ſchnitt eben den großen Kindtauf-Kuchen vor, als er plötzlich ausrief:

„Alle Wetter! bald hätte ich vergeſſen nach der Hauptſache zu fragen! — Paſtor! hört, wie ſteht es mit unſerem Hausfreunde? Iſt er wie ein fröhlicher Bote in alle Welt ausgewandert?"

„Ich bringe erwünſchte Nachricht!" antwortete Wanger. „Der Hausfreund hat eine gute Aufnahme und allenthalben Quartier gefunden."

Da trieb der fröhliche Kindtaufvater die Geſellſchaft bald vom Tiſche in den Garten, und der Doctor, als einmal erwählter Kalendermann, fing an ſein Amt wieder zu beginnen.

„Gut!" ſprach der Doctor: „von der Wiege Eures Kindes, mein alter Freund, gehe denn heute der Hausfreund aus. Er hat auch Gevatter geſtanden, und bringt daher vor allen Dingen die Strophen mit, welche ſein Secretarius, unſer Paſtor Wan-

ger, für die Taufhandlung gedichtet; die Gesangbücher sind an Kindtauf-Liedern eben nicht reich, und manchem Vater ist es vielleicht eine willkommne Gabe, wenn ihm der Hausfreund ein gutes Tauflied mitbringt.

Taufl i e d e r.

Vor der Taufe.

Mel. Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc.

Herr! der du uns dieß Kind gegeben,
Dir bringen wir's, dein soll es seyn.
Wir weih'n das kaum erwachte Leben
Zu deinem heil'gen Bunde ein,
Daß es mit dir den Pfad beginnt,
Uns anvertraut, doch nur dein Kind!

Gieb Segen dieser ernsten Stunde!
Des Dankes und der Liebe voll,
Geloben wir mit schwachem Munde,
Was einst dieß Kind dir halten soll;

O mach' ihm die Erfüllung leicht,
Daß es durch dich das Ziel erreicht!

Nach der Taufe.

Mel. Befiehl du deine Wege ꝛc.

So sey uns denn willkommen! —
Dir selbst noch unbewußt
Bist du jetzt aufgenommen
Von uns zu Schmerz und Lust;
Daß einst du deine Freuden
Wie Himmels-Gaben pflegst,
Und künftig deine Leiden
In Gottes Namen trägst.

Der Herr verleih dir Stärke,
Will dir Versuchung drohn!
Er heil'ge deine Werke,
Durch die Religion.
Er wähle dich zum Streiter,
Für das, was Gutes schafft,
Und gebe zu Begleiter
Dir Glaube, Liebe, Kraft!

„Zieht denn in die Welt, ihr, meine einfachen Lieder!“ fügte Wanger hinzu; „und wo man von euch bei einer Taufhandlung Gebrauch macht, da bringt den glücklichen Eltern an der Wiege des Neugebornen zugleich den Glückwunsch des Hausfreundes!“

Die Gesellschaft hatte sich indeß in einen Kreis gesetzt, und der Doktor begann: „Ich bringe diesmal eine inhaltschwere Begebenheit, der ich die Ueberschrift geben will:“

„In frommer Absicht geht mancher aus,
Und kommt als Verbrecher wieder nach Haus!“

Des Gastwirths Tochter in dem Oesterreichschen Dorfe S. war das schönste Mädchen der Gegend. Seit sie herangewachsen, ward des Vaters Gasthaus am Sonntage nicht leer, Jung und Alt eilte, sich von schön Suschen aufwarten zu lassen, sie tanzen zu sehen, oder wohl gar mit ihr zu tanzen, und sie wußte bald hier ein Paar

freundliche Worte, bald dort einen bedeutenden Blick, oder wohl gar einen Händedruck so klug unter die vielen sich an sie drängenden jungen Bursche zu vertheilen, daß jeder zufrieden war, sich für den Begünstigten hielt, und immer wieder kam.

„Der Hausfreund wäre wohl auch gern einmal hingegangen, um sich von schön Suschen ein Glas Bier einschenken zu lassen, denn er scheint mir für solche Reize ein recht sehr empfängliches Herz zu haben!“ schob die geheime Hofräthin lächelnd ein.

„Allerdings wäre er gern einmal in Suschens Nähe gewesen,“ fuhr der Doktor fort: „denn er kennt nichts lieblicheres auf der Welt, als ein recht schönes Mädchen-Antlitz, wo in dem klaren Kristall-Quell der Augen, von dunklen Wimpern sittsam überschattet, der reine Himmel sich spiegelt, und Stirn und Wange wie blühende Ufer daneben stehen. Wenn ihn aber ein Paar schöne Augen so recht mit feurigen Blicken über glühende Wangen hinweg anstrahlen, so wird ihm so dabei zu Muthe, als wenn

er die Sonne im Morgenroth glühend aufgehen sieht, und ihm fällt das alte Sprüchlein ein:

Morgenroth
Schlecht Wetter-Both!

Es warben viele Freier um Suschen, wurden aber insgesammt mit der Erklärung zurückgewiesen: daß sie noch keine Lust zum Heirathen verspüre, und den Vater noch nicht verlassen möge. Das war dem alten Gastwirth nun gar recht, denn er wußte wohl, daß wenn er die Tochter heirathen und ziehen ließe, sein saures Bier nicht mehr den erwünschten Abgang finden werde; Suschen hingegen hatte einen andern stillen Grund; ihr Herz hing bereits in geheimer Leidenschaft an Joseph Klobe, einem jungen schönen Soldaten aus ihrem Dorfe, der in seiner leichtsinnigen Lebenslust so recht für Suschen paßte. Weil er jedoch der Sohn eines armen Tagelöhners war, der alte Gastwirth aber nur einen reichen Schwiegersohn begehrte, und Suschen also voraussah, daß der Vater in eine solche Heirath

niemals einwilligen werde, so verschwieg sie ihre Neigung, und unterhielt lange Zeit ein geheimes Liebesverständniß mit dem Joseph Klobe.

Eines Tages erklärte ihr jedoch der Vater, daß er endlich für sie gewählt habe. Sein bester Gast, der reichste Mann im Dorfe, der Huf- und Waffen-Schmidt hatte um die Tochter geworben, und bereits des Vaters Einwilligung erhalten. Suschen war mit dieser Wahl schlecht zufrieden; der Schmidt war ihr nicht jung und hübsch genug, vielmehr sehr rauh und schmutzig, und ein Freund starker Getränke; sie hatte seine plumpen Liebkosungen, denen sie am meisten ausgesetzt war, wenn er ein Glas zu viel getrunken, oft schon mit Widerwillen zurückweisen müssen, — und diesen Mann sollte sie nun heirathen! — Sie bat um Bedenkzeit, und beschied am späten Abend im Geheim den Geliebten zu sich, ihm ihr Leid zu klagen und seinen Rath zu hören.

Nach einer langen Unterredung voll

Thränen und Liebkosungen, kamen endlich beide dahin überein, daß Suschen den Schmidt heirathen solle. Des Vaters unbeugsamer Wille war bekannt, sein Zorn zu fürchten, an eine Heirath der beiden Liebenden war jetzt nicht zu denken, und Klobe sagte endlich selbst:

„Wenn es denn nicht anders seyn kann, Suschen, so nimm dir den reichen Schmidt; wir können ja doch gut zusammen bleiben; laß du ihn trinken, daß er genug hat, so merkt er nichts, und du wirst ihn vielleicht bald los, dann bist du eine reiche Wittwe, brauchst niemand mehr zu fragen, und dann heirathen wir uns beide!“

Suschen ward also des Hufschmidts Frau, und freute sich am Hochzeitfeste bereits auf ihren Wittwenstand. Des Gastwirths saures Bier fand nun weniger Absatz, wogegen der Schmidt Arbeit vollauf bekam, denn seine schöne Frau war oft in der Werkstatt zugegen und zog den Blasebalg.

Anfangs freute sich der Schmidt dieses neuen Lebens, und trank sich recht satt und

voll dabei, allein bisweilen schaute er doch über den Ambos und das Glas hinweg, und bemerkte endlich wohl, weshalb Frau Suschen so fleißig die Glut mit dem Blasebalg anfachen mochte, und daß sie ganz anderes Eisen schmiedete, als er. Das brachte denn große Uneinigkeit und Zank in die an sich leichtsinnig geknüpfte Ehe, und als es dem Schmidt endlich gar gelang, den Joseph Klobe zu belauschen, wie er zur Hinterthür seines Hauses hinaus schlich, so verblendete die Eifersucht ihm dergestalt die Augen, daß er schön Suschen für den alten schwarzen Ambos hielt, und auf ihrem schneeweißen Rücken einen Riegel für die verbotne Thüre zu schmieden versuchte.

„Pfui! der meschante Mann!" fiel die Hofräthin ein: „die arme Frau so zu mißhandeln!"

„Mit Erlaubniß!" entgegnete der Lieutenant: „Wer hat denn von beiden hier die ärgste Mißhandlung erdulden müssen? — Der Mann oder die Frau? — Dachte Suschen nicht schon am Hochzeitabend an ihren

Wittwenſtand? und wenn der Ehehert nun einmal ſo unglücklich iſt, die Hausthür vor der Frau verriegeln zu müſſen, ſo thut das jeder auf ſeine Weiſe, und ein Schmidt hat nun einmal nichts anders, als Eiſen und den Hammer!"

„Sie ſollten doch ja gänzlich ſchweigen!" meinte die Hofräthin: „denn Ihr Soldaten ſeyd eben die Unheilſtifter, vor denen man die Thüren verriegeln muß!"

„Nicht alſo!" antwortete der Lieutenant: „Es giebt unter allen Ständen Leichtſinnige, alſo auch unter denen, die das Leben beſonders leicht achten müſſen. Aber ein ächter Soldat ſteht treulich Schildwache vor ſeines Nächſten Thüre, zumal, wenn deſſen Eigenthum ſchlecht bewacht iſt!"

Klobens Vater war geſtorben; fuhr der Doktor fort: er ſelbſt befand ſich beim Regimente, um ſeinen Abſchied nachzuſuchen, und kehrte endlich nach mehrern Monaten mit demſelben zurück. Frau Suschen hatte lange und ſchmerzlich auf ihn gewartet; ſie glaubte die Behandlung ihres Mannes nicht länger

ertragen zu können. Der gegenseitige Groll war mit jedem Tage gewachsen, kein freundliches Wort wurde mehr gewechselt, der Schmidt suchte nur in der Brantweinflasche Erholung, und handhabte den Stock nach Gefallen. Suschen fand bei ihrem Vater keine Hülfe, sie blieb sich überlassen mit ihrem Gram und Haß, und so keimten denn in ihrer Seele dunkle furchtbare Entschüsse, die durch den Geliebten zur That werden sollten.

Am nächsten Abend nach Klobens Rückkehr fand eine lange geheime Zusammenkunft zwischen beiden statt. — — Der Hausfreund aber war nicht dabei zugegen, und vermag noch viel weniger den Inhalt einer solchen Stunde sich zu erdenken, in welcher die Flammen verbotener Leidenschaft dergestalt auffloderten, daß selbst der Mordstahl für fremdes Leben darin geschmiedet werden konnte. Er weiß Euch daher nur zu berichten, was er späterhin in den Akten gelesen: daß Suschen und Klobe sich endlich das Wort gaben, den Schmidt aus der Welt zu

schaffen, zu welchem Entschlusse besonders sie den Geliebten vermochte, und selbst folgenden Plan dazu an die Hand gab.

Am nächsten Sonntage wolle sie den Mann durch Freundlichkeit und verstellte Schmeichelreden bewegen, mit ihr Nachmittags in den Gasthof zu ihrem Vater zu gehen, und dort mit ihr zu tanzen, wobei er besonders gern zu trinken pflege und sie ihm tüchtig einschenken lassen werde, um ihn, wenn es finster geworden, im halben Rausch nach Hause führen zu können; denn in diesem Zustande, meinte sie, würde der an sich sonst sehr starke kräftige Mann am leichtesten zu überwältigen seyn. Die Wohnung des Schmidts lag abwärts vom Dorfe; vom Gasthofe aus gelangte man zu ihr über einen mit Weiden besetzten Teichdamm; hier sollte sich Klobe hinter einer alten hohlen Weide, mit einem Beile versehen, versteckt halten; sie selbst werde durch lautes Singen ihm schon von fern das Zeichen ihrer Ankunft geben, und den Schmidt auf dem Teichdamm vor sich hertaumeln lassen; dann

ſollte Klobe den Vorübergehenden durch einen Schlag auf den Kopf niederwerfen, und ihm dann leicht und ohne Geräuſch den Garaus machen. — Um jedoch jeden Verdacht von ſich abzuwälzen, und der That den Schein eines Raubmordes zu geben, kam man überein, den Leichnam vor erſt zu berauben und auszuziehen, dann aber ſolle Suschen ſich eine Wunde zufügen, und blutend und Hülfe rufend in das Dorf zurücklaufen, Klobe aber in ſeine Wohnung eilen und ſich hier zur Ruhe begeben.

So war denn der Stab über den Schmidt gebrochen, und die That vorſichtig genug verabredet; man beſchloß endlich noch, ſich vor derſelben nicht wieder zu ſehen, damit auch der entfernteſte Schein eines Einverſtändniſſes vermieden werden möge.

Was in Suschens Hauſe bis zum Sonntage vorgegangen, mag dahin geſtellt bleiben; Gutes kann es aber nicht geweſen ſeyn, denn ſie vermochte den gräßlichen Entſchluß wirklich feſtzuhalten und ihn dennoch zu verbergen. Wir wollen daher lieber nicht in die

unheimliche Wohnung hineinschauen, sondern dem Joseph Klobe folgen, der in sich versunken einen einsamen Fußsteig zum nächsten Dorfe hinschleicht.

Wer auch den Muth besitzt, Blut und Leben an einen ehrlichen Kampf zu setzen, wird bei einem sündhaften Wagestücke oft von Feigheit befallen. So ging es auch dem Klobe. Er hatte gegen Oesterreichs Feinde in vielen Schlachten tapfer gefochten, fühlte sich aber jetzt von Furcht und Zweifel geängstigt, ob es ihm auch gelingen möchte, den starken Schmidt zu überwältigen, wenn auch ihn Suschen halbberauscht in seine Hände zu liefern versprochen. Deshalb suchte er seinen Bruder Traugott auf, der als Knecht in dem nächsten Dorfe diente. Joseph kannte Traugotts Liebe und Treue gegen ihn, er wußte, wie er sich in Noth und Tod auf ihn verlassen durfte, und vertraute ihm daher das ganze schwere Geheimniß mit der Aufforderung an, ihm Sonntag Abends gegen den Schmidt auf dem Teichdamm Hülfe zu leisten. Traugott aber schlug die Hände

erſchrocken zuſammen und fiel dem Bruder laut weinend um den Hals. In Noth und Tod wäre er ihm gern gefolgt, aber auf dem Wege zur Hölle konnte er ihn nicht begleiten. Bruderliebe und Abſcheu vor dem Verbrechen machten den einfachen Menſchen beredt, und wie der Fromme immer eine große Gewalt über den Sünder hat, ſo gelang es auch dem redlichen Traugott, den Bruder endlich noch einmal zu ſich zurückzuziehen, und ihm das Verſprechen abzudringen: er wolle die That nicht begehen, und ablaſſen von des Schmidts mordluſtigem Weibe.

Die Brüder trennten ſich leichtes Herzens; als aber der Sonntag kam, und Traugott die Mädchen und Burſche Abends zum Tanze gehen ſah, erfaßte ihn aufs neue eine große Unruhe. Es ſchien ihm dennoch möglich, daß der Bruder in ſeiner Verblendung wieder vergeſſen habe, was er ihm zugeſagt, und in der Angſt des Herzens machte er ſich auf den Weg, ſeinen Joſeph aufzuſuchen, und ihn nicht eher wieder zu verlaſſen, als

bis der verhängnißvolle Abend schuldlos verstrichen sey.

Josephs Wohnung aber war verschlossen. — — Traugott eilte nach dem Gasthofe, doch auch hier war der Bruder nicht, wohl aber drehte sich der Schmidt mit Suschen in wilder Lust tanzend herum, und stürzte ein Glas Brantwein nach dem andern hinunter, das ihm die hochglühende Frau reichte. — Traugott wankte hinaus; er sah die listige Vorbereitung zur gräßlichen That, es ward ihm nun zur Gewißheit, daß er den Bruder am Teichdamm finden werde. Und hinter der alten hohlen Weide stand Joseph, bleich wie ein Gespenst, mit dem Beile in der Hand.

Bitten und Thränen des redlichen Bruders vermochten nichts mehr über ihn, die unheilschwangere Stunde war zu nahe, und von der Glut der Leidenschaft jeder fromme Entschluß versengt. Joseph stieß den warnendenihn beschwörenden Bruder mit Gewalt von sich, und nur als dieser, aufs Aeußerste getrieben, ihm ernstlich versicherte, daß er, da nichts helfen

wolle, auf der Stelle nach dem Dorfe zurücklaufen, und die Gerichte zu Hülfe rufen werde, ließ er ſich endlich wie ein Träumender von Traugott fortziehen.

„Gott ſchenke jedem Schwachen einen ſolchen Bruder!“ ſagte Wanger.

Die Brüder hatten das entgegengeſetzte Ende des Teichdammes glücklich erreicht, und die Nacht war eingebrochen; da erſcholl plötzlich von der andern Seite herüber Suschens gellender Geſang. — — „Halt! — ſie kommen!“ ruft Joſeph, reißt ſich wie wahnſinnig von dem Bruder los und ſpringt nach der hohlen Weide zurück. — Traugott weiß nicht wie ihm geſchieht, er kennt das verabredete Zeichen nicht, und bleibt beſtürzt ſtehen. — —

„Herzens-Junge, ſtehe nicht! lauf zu, und verdirb dem Teufel ſein Spiel!“ rief der Förſter; „oder ſperre wenigſtens auch das Maul auf und ſinge mit lauter Stimme ein geiſtliches Lied!“

Traugott bleibt beſtürzt ſtehen — — da hört er einen dumpfen Schlag — und kurz

darauf den Bruder Joseph kläglich um Hülfe rufen. — Mit zwei Sätzen ist er zur Stelle, am Boden liegt Joseph; der nur leicht verwundete Schmidt kniet ihm auf die Brust und drückt ihm mit starken Fäusten die Gurgel zu; — nur noch schwach röchelt er nach Hülfe. — — Da war in dem treuen Bruderherzen alles vorausgegangene vergessen, nur den sterbenden halberwürgten Bruder erblickt er, nur der Schmidt ist ihm jetzt der Mörder. In Angst und Verzweiflung faßt er das vor ihm liegende Beil, und die Hand, die den Bruder vom Verbrechen zurückhielt, spaltet, ihn zu retten, jetzt selbst dem Schmidt den Kopf.

„O du armer, armer Traugott!" sagte die Wöchnerin leise, und beugte sich still auf die Wiege ihres Neugebornen.

„Und die Frau Wittwe hielt nun Hochzeit?" — fragte die geheime Hofräthin.

Ihre Absicht war allerdings erfüllt! fuhr der Doktor fort: aber sie blieb allein bei dem Erschlagenen, denn die Brüder, jetzt einander treuer als je, verließen sie und überlie-

ferten ſich auf der Stelle den Gerichten, jeder bemüht, die Schuld allein auf ſich zu nehmen.

„Und wie fiel der Spruch des menſchlichen Richters?“ fragte der Amtmann.

Dem armen Traugott wurden acht Jahre, und dem Joſeph zwölf Jahre Zuchthaus zuerkannt, Suschen aber auf Lebenszeit in das Strafhaus geſetzt.

Nach einer Pauſe hob Wanger an: „Der Sekretarius könnte aus dieſer Geſchichte wohl manches wichtige Merke! herausheben, und zum Schluſſe als Warnungstafel hinſtellen. Es dünkt ihm aber, daß die ganze Begebenheit ohne Zuſatz und Erklärung für Alt und Jung, für Schwache und Starke ein gewaltiges Merke! ſey, und er fügt deshalb nur die Worte der Bibel hinzu:

„Wachet und betet, daß ihr nicht in Verſuchung fallet.“ —

IV.

Das weiße Lamm und der schwarze Bär.

„Der Gottlose ist verstrickt in den Werken seiner Hände.“

Psalm 9. Vers 17.

Greif, der Gastwirth.

Hast du den gnädigen Herrn zu Bette gebracht, Lorenz? —

Lorenz der Sohn. Ja, Vater!

Greif. Hat er dir nichts mehr gesagt? nach nichts weiter gefragt?

Lorenz. Er will das Frühstück morgen um fünf Uhr haben, und um sechs Uhr abreisen.

Greif. Gut, bestell' es in der Küche. Ich meine aber nur, ob er dich weiter nach nichts gefragt, ob er sich nicht gewundert hat, über den schönen neuen Gasthof?

Lorenz. Nein er hat ſich nicht gewundert, aber die Zimmer hat er gelobt.

Greif. Das iſt gut! ich kann das Verwundern nicht leiden, man hat keine rechte Antwort darauf. Aber, was ich ſagen wollte, er hat ſich alſo gar nicht gewundert? —

Lorenz. Nein doch, gar nicht.

Greif. Nun, dann wollen wir uns ruhig zu Bette legen.

Lorenz. Nein! ſo trocken leg' ich mich nicht aufs Ohr! Ihr habt dort eine angeriſſene Flaſche Wein in den Schrank geſetzt, gebt ſie heraus, über Nacht wird ſie ſauer.

Greif. Biſt du klug, Junge? immer willſt du Wein trinken; hab ich dich nicht zum Marqueur gemacht, und dir eine neue grüne Schürze vorgebunden? bekommſt du von den Herrſchaften nicht Trinkgelder? und ich ſoll dich noch im Weine frei halten? —

Lorenz. Ja, das ſollt Ihr! ich hab' ihn Euch verdienen helfen. Was gehen Euch meine Trinkgelder an? ich muß ſie ſaurer

erwerben, als Ihr den ganzen neuen Gaſthof erworben habt.

Greif. Halt's Maul, Bube!

Lorenz. Und frei halten müßt Ihr mich in allem, Ihr habt mirs zugeſagt, wißt Ihr's nicht mehr?

Greif. Sprich doch leiſer, dummer Junge! du wirſt doch Spaß verſtehen! Hole nur die Gläſer, wir wollen die Flaſche noch trinken.

Lorenz holt Gläſer.

Greif. Aber da biſt du mir wieder in den Kirſchen geweſen, und haſt dir die Hände nicht gewaſchen! ſieh nur, die Finger ſind noch ganz roth. Pfui, wie ſieht das eklich aus! ich kann die rothen Flecken nun einmal nicht leiden.

Lorenz. Ihr haltet es wohl gar für Blut? Könnt Ihr kein Blut ſehen?

Greif. Soll ich dir eins an die Ohren geben? genug, du wäſchſt dir die Hände, und das im Augenblick.

Lorenz geht brummend und wäſcht ſich die Hände, der Vater ſetzt die Flaſche und die Gläſer auf den Tiſch.

Greif. Komm her, Lorenzchen! du bist ein guter Junge, trinke eins! — Ein Gläschen Wein schmeckt doch besser, als ehemals der Kornfusel.

Lorenz trinkt. Das wollt' ich meinen! und es ist gut, daß sich der Mensch so leicht an den Wein gewöhnen kann. Vor drey Jahren, als unser elendes Schenkhaus noch stand, da wußte ich nichts von Wein, und jetzt —

Greif. Ja jetzt — in solchen Gasthäusern wie das unsrige, da gehts anders her. Was war das sonst für ein räuchriches Loch, und jetzt die schönen Zimmer und die großen Fenster.

Lorenz. Die Fenster sind zu groß, sie machen die Stube zu hell, daß man auch nicht ein dunkles Winkelchen hat, um sich verstohlen die Backen zu reiben, wenn ein verfängliches Wort fällt, und man einmal blaß wird.

Greif. Brauchst nicht zu reiben, halt das Tuch vors Gesicht, und sprich, du habest Nasenbluten.

Lorenz. Naſenbluten? — Ihr könnt ja kein Blut ſehen!

Greif. Du ſollſt das Maul halten.

Lorenz. Und was mir am Gaſthof auch nicht gefällt, das iſt das Schild.

Greif. Warum? der ſchwarze Bär koſtet mich fünf Thaler zu malen.

Lorenz. Ja eben der ſchwarze Bär! ſonſt hieß unſere Schenke: „zum weißen Lamm!“ — weshalb habt Ihr das Lamm weggeworfen, und den großen Bär mit dem rothen Rachen über der Hausthür aufgehangen? Mir iſts immer, wenn ich ihn ſehe, als müßten mich die Leute fragen: ob der Bär das Lamm gefreſſen? was ſoll ich dann antworten? —

Greif. Nichts ſollſt du antworten, ſondern fortgehen! du mußt ſolchen dummen Gedanken nicht Raum geben, der Bär hängt einmal dort oben, brauchſt ihn nicht anzuſehen. Trink' eins!

Lorenz. Schenkt noch einmal ein, Vater! Ihr habt doch klug gethan, daß Ihr das viele Geld verbaut habt. Der ſchöne Gaſthof ſteht feſt, der Grund iſt tief gelegt,

den können sie Euch nicht wieder wegnehmen, aber das Geld! — —

Greif. Still davon, Lorenz! das Haus steht nun zwei Jahre, alles ist vergessen, es wundert sich kaum einer mehr darüber. Das Geld hat gut gethan, wird auch noch weiter gut thun! Aber still davon! drück' ein Siegel auf den Mund, trinke Wein! Keinen Hauch über die Lippen, Herzens-Junge, die Wände haben Ohren.

Lorenz. Für mich sorgt nicht! Ihr aber habt zuweilen närrische Manieren an Euch. Es ist auch gut, daß die Mutter vorher gestorben war; sonst wär' es nicht verschwiegen geblieben.

Greif. Ja, die Mutter! die wollte immer alles erbeten, aber bis hier herunter sieht und hört der Himmel nicht! Nun! jetzt ist sie oben! du hast Recht, es ist gut, daß sie nichts erfuhr.

Lorenz. Wenn sie's aber jetzt wüßte, sie schrie noch im Himmel Ach und Weh!

Greif. Um Gotteswillen, Junge! schrei doch nicht so! Besinn' dich doch!

Hörst du nichts? es geht doch wohl noch immer ein Murmeln unter den Leuten umher, über unsern Wohlstand, und du willst Ach und Weh! schreien? Was sprechen wir doch immer von solchen Dingen; trinke deinen Wein aus, wir wollen zu Bette gehn.

Lorenz. Horcht! draussen rollt ein Wagen, es kommen Fremde!

Greif. Nun dann geschwind hinaus! führe sie herein! Es ist ja Nacht, du siehst den schwarzen Bären nicht.

Lorenz eilt hinaus. Greif räumt die Flasche und Gläser weg, und zündet Licht an. Lorenz tritt bald mit einem wohlgekleideten Reisenden herein.

Der Fremde. Guten Abend, Herr Wirth! Kann ich bei Ihnen übernachten?

Greif. Ei freilich! freilich! es logiren zwar oben schon vornehme Herrschaften, aber für Ew. Gnaden ist noch anständiger Platz vorhanden. Doch wohl zwei Zimmer! Marqueur, in Nr. 4 und 5.

Lorenz. Sehr wohl!

Der Fremde. Wenn Sie Raum ha-

ben, ſo wünſchte ich einige Tage hier auszuruhen.

Greif. Viel Ehre für mich und mein ſchlechtes Haus. Dann muß ich aber gehorſamſt bitten, mir den wertheſten Namen, Charakter und Geſchäfte gefälligſt aufſchreiben zu wollen.

Der Fremde. Sind Sie ſo neugierig?

Greif. Verzeihung! nicht ich! die Polizei hier iſt wachſam und ſtrenge.

Der Fremde. So? Hat ſie dieß nöthig? Iſt die Gegend hier wirklich unſicher?

Greif. Bewahre Gott! nur Vorſicht.

Der Fremde. Vorſicht hat man auch mir anempfohlen, hat mich vor dieſer Gegend gewarnt, es ſollen die Menſchen bisweilen hier verſchwinden, ſagt man — — drum beruhigt mich's, daß die Polizei wach iſt; denn ich mußte hierher reiſen.

Greif. Wach, ja erſtaunlich wach! Nun das iſt ja recht ſchön! Marqueur, Papier und Feder.

Lorenz bringt es dem Fremden, heimlich zum Vater. Vater! was haltet Ihr denn das Tuch vor den Mund? Ihr blutet doch nicht etwa schon? —

Der Fremde. Meine Geheimnisse dürfen Sie und die Polizei alle wissen. Er schreibt. Ich heiße Oldenburg!

Lorenz heimlich. Vater!

Greif. Ol — Olden — —

Der Fremde. Oldenburg, ein bekannter Name, Sie haben ihn sicher schon gehört.

Greif. Daß ich nicht wüßte.

Der Fremde. Ich bin Kaufmann.

Lorenz heimlich. Vater!

Greif. Marqueur fort! — lauf in die Küche, hole Wein aus dem Keller, der Herr Kaufmann Olden — —

Lorenz. Kommt mit! ich gehe nicht allein in den Keller.

Der Fremde. Ich komme von Petersburg.

Greif, zu Lorenz beruhigend. So? — Hörst du wohl, von Petersburg kommt er!

Lorenz. Nun, das ist gut! Petersburg ist weit!

Der Fremde. Und reise in Familien-Angelegenheiten.

Greif. So ists richtig! nun fehlt nur noch, wohin? — —

Der Fremde. Muß ich das auch herschreiben?

Greif. Ja, die Polizei verlangt es so.

Der Fremde. O möchte sie mich doch lieber begleiten. — Ich reise nach dem Gasthofe zum weißen Lamm.

Greif. So? Zum weißen Bär — schwarzen Lamm, wollt' ich sagen — —

Lorenz heimlich. Vater, haltet das Tuch vor, Euch beben die Lippen, Ihr sprecht ja irre.

Greif, leise. Schweig, Hallunke! — laut. Fort! trage Licht auf Nr. 4 und 5, decke den Tisch oben, der Herr will auf seinem Zimmer zu Nacht speisen.

Lorenz. Ich will gern gehen! ab.

Der Fremde. Noch nicht auf mein Zimmer! lassen Sie mich hier unten noch

eine Stunde verweilen; Sie scheinen ein kluger, ehrlicher Mann, in Ihrem Hause sieht es ganz anders aus, als in den übrigen entlegenen Herbergen, die oft einer Diebshöhle gleichen.

Greif. Ja, ein ehrlicher Mann! ich habe alles mühsam erworben.

Der Fremde. Das merke ich eben! Drum habe ich Vertrauen zu Ihnen, Sie sollen mir rathen.

Greif. Mit Vergnügen!

Der Fremde. Ich suche meinen verlornen Vater!

Greif. Verlorner Vater? wo ist er denn?

Der Fremde. Ja, wenn ich das wüßte. Vor drei Jahren reiste er auf dieser Straße, wir haben seitdem nichts wieder von ihm vernommen, und müssen fürchten, daß er einen gewaltsamen Tod gefunden.

Greif. Gott bewahre uns! — Wie hieß denn der liebe Vater!

Der Fremde. Sie haben ja gelesen, daß ich Oldenburg heiße, mithin — —

Greif. Ach ja! ganz recht! — hinaus-rufend. Marqueur! wo nur der Bube ſteckt! — Marqueur, ſchaffe Wein! du brauchſt nicht in den Keller zu gehen, es ſteht noch eine Flaſche ganz alter im Schranke. Der gnädige Herr wollen Wein trinken! raſch!

Der Fremde. Laſſen Sie nur, Herr Wirth, und hören Sie mich. Mein Vater war ein wohlhabender Kaufmann in Sachſen.

Greif. Wie? Ich denke in Petersburg.

Der Fremde. Nein, er nicht, ſondern ich bin dort etablirt. Er ſchrieb mir vor drei Jahren, daß er mich beſuchen, und mir eine bedeutende Summe Geldes mitbringen wollte, aber der Vater kam nicht, und auch kein Brief erſchien mehr von ihm. So warte und harre ich denn immer vergeblich, bis ich von Angſt getrieben vor einigen Monaten ſelbſt in meine Heimath eile. Aber, ach Gott! der Vater iſt nicht mehr dort, man glaubt ihn längſt bei mir in Petersburg, er iſt verloren, ich reiſe nun und ſuche ſeine Spur. Rathen Sie, helfen Sie mir, es ſoll Ihr Schade nicht ſeyn.

Greif. Mein Schade? — Wie denn mein Schade? —

Der Fremde. Auf dieser Straße ist mein Vater gereist! Hier geh ich ihm Schritt vor Schritt nach; wo ich hinkomme, ruhe ich nicht, bis ich Nachfrage und Erkundigung auf der Stelle eingezogen, deshalb — —

Greif. Es ist heut schon gar zu spät, die Mitternacht ist nahe!

Der Fremde. Zu spät komm' ich wohl, um ihn zu retten, aber nicht, um die That ans Licht zu ziehen, die auch vielleicht in dieser nächtlichen Stunde geschah!

Greif. Marqueur! Wein, Wein! Für sich. Zum Teufel, ich habe manche Nacht schon vertrunken, so vergeht sie am schnellsten.

Lorenz bringt Wein, und Greif schenkt zwei Gläser voll.

Greif. Trinken Sie, mein gnädiger Herr! trinken Sie! es ist alter guter Ungar.

Der Fremde. Geben Sie; dieß war meines Vaters Lieblingswein! Ob er von dieser Sorte vor drei Jahren wohl auch getrunken!

Lorenz. Nein, den Wein haben wir erſt ſeit einem Jahre im Hauſe.

Greif. Halt's Maul!

Der Fremde. Aber Sie ſelbſt ſind doch ſchon lange hier Gaſtwirth?

Greif. Schon ſeit achtzehn Jahren.

Der Fremde. Erinnern Sie ſich nicht mehr eines alten freundlichen Mannes, mit Namen Oldenburg, der bei Ihnen vor drei Jahren geherbergt?

Lorenz, heimlich. Nicht doch, Vater!

Greif. Seit der letzten Krankheit iſt mein Gedächtniß ſchwach geworden; wen ich nicht wieder ſehe, der iſt vergeſſen.

Lorenz, heimlich. Das war gut!

Der Fremde. Wird nicht Ihr Fremdenbuch — — —

Greif. Damals hielt ich noch keines.

Der Fremde. Wenn denn damals?

Lorenz. Vater! — —

Greif. Vor zwei Jahren wollt' ich ſagen, und woher wiſſen Sie denn auch, daß Ihr Vater gerade dieſe Straße gereiſt ſeyn

soll? es giebt viele Wege von Sachsen nach Petersburg!

Lorenz, heimlich. Das war noch besser! Vater.

Der Fremde. Ich kann mich nicht irren, denn er hat auf seiner Reise aus vielen Orten an die Seinigen zurückgeschrieben. Das letzte Briefchen ist ohne nähere Angabe des Ortes, aus dem Gasthofe zum weißen Lamm datirt. Wo liegt denn dieser?

Greif. Hier finden Sie keinen Gasthof dieses Namens.

Lorenz. Nein, keinen dieses Namens, dieser Gasthof heißt zum schwarzen Bär.

Der Fremde. Manche Wirthe verändern ihre Schilder, und man vergißt sie dann; aber der Brief enthält eine Beschreibung der Personen selbst aus dem weißen Lamm, vielleicht erkennen Sie den Gastwirth daraus, und wissen mir zu sagen, wo er jetzt lebt.

Greif. Ich bin nicht weit umher bekannt, komme nicht aus dem Hause, habe zu viel zu thun; ein Gastwirth ist nicht des

andern Freund; trinken Ew. Gnaden den Wein aus, und legen sich zur Ruhe, ich will mich die Nacht hindurch besinnen. Marqueur, Lichter!

Der Fremde. Gut, besinnen Sie sich während der Nacht, aber den Brief müssen Sie doch erst hören, davon kann ich nicht ablassen.

Lorenz, heimlich. Vater, laßt nur, Ihr seyd nicht mehr blaß, Ihr seht recht dunkelbraun aus.

Der Fremde. Nach mehreren andern schreibt mein Vater folgendes: „Ein Unwetter überfiel mich heut, ich mußte in dieser elenden Dorfkneipe, zum weißen Lamm genannt, einkehren. Es ist mir hier unheimlich zu Muthe, und ich wollte, es würde schon wieder Morgen. Der Wirth ist ein untersetzter Mann mit schwarzen krausen Haaren, und kleinen tückischen Augen.

Lorenz, heimlich. Vater — —

Der Fremde, liest weiter. „Sein Sohn ein häßlicher rothköpfiger Mensch, mit einem von den Blattern ganz zerrissenen Gesichte, heißt Lorenz.“

Lorenz. Herr Gott! Mir blutet die Naſe. Er will fortgehen.

Greif. Du bleibſt hier! geh dort in den Winkel und laß bluten!

Der Fremde, lieſt weiter. „Man hat mir ein Dachkämmerchen und ein elendes Bett angewieſen. Dieſen Brief will ein Fuhrmann mitnehmen, der noch in dieſer Nacht wieder aufbricht. Ich lege mich mit Gott ſchlafen, er ſchütze Euch und mich!“— Nun, Herr Wirth, kennen Sie keinen ſolchen Gaſtwirth, mit einem ſolchen Sohne?

Greif. Nein! Nein!

Lorenz. Nein, Nein!

Der Fremde. Hier habe ich ein wohlgetroffenes Bild von meinem alten armen Vater. Hätte ich ein ſolches nur auch von dem Wirthe zum weißen Lamm, dann wollt' ich ihn wohl erkennen! Betrachten Sie dieß Bild einmal. Nehmen Sie.

Greif. Ich verſtehe nichts von Bildern! Fort damit!

Lorenz. Ich auch nicht.

Der Fremde. Was ist Ihnen? Ihre Hände zittern.

Greis. Ich bekomme manchmal das Zittern, nicht wahr?

Lorenz. Ja, er hat oft das Zittern an den Händen.

Der Fremde. Trinken Sie doch ein Glas Wein, das wird helfen.

Greis. Nein, keinen Tropfen mehr! ich bin krank!

Lorenz. Ja, Ihr seyd blaß wie die Wand, Vater! legt Euch nieder! Kommt zu Bette, Vater! Ach mein armer Vater!

Der Fremde. Das also ist Ihr Sohn?

Greis. Es ist der Esel, der Marqueur!

Der Fremde. Sehen Sie nur erst das Bild hier einmal an, haben Sie diese ehrwürdigen Züge nie gesehen?

Er hält es ihm vor.

Greis. Herr! thut mir das Bild aus den Augen! Fort, Bube, sieh Dirs nicht an!

Lorenz. Nimmermehr!

Der Fremde. Warum erschreckt Euch dies freundliche Bild? — Ja, wenn der

Mann wie ein Geiſt des Nachts vor Eurem Bette erſchiene, mit blutiger Bruſt, mit zerſchmettertem Gehirn, und Euch als ſeine Mörder erweckte! — —

Greif. Was Herr? Mörder, Herr! — Er glaubt doch nicht, daß ich und mein Sohn — — Was glaubt Er? was denkt Er? was will Er von uns?

Lorenz. Seyd ſtille, Vater! Kommt zu Bette oder trinkt Wein! Euch wird ja ſchlimm, Ihr ſinkt um?

Greif. Halts Maul! mir wird ja öfters ſo ſchlimm! nicht wahr Lorenz?

Lorenz. Ja Euch wird öfters ſo ſchlimm!

Der Fremde. Heißt Euer blatternarbiger rothköpfiger Sohn, Lorenz? —

Lorenz. Herr Jeſus, Vater! ich bin's nicht.

Greif. Fort! Fort! bringt mich zu Bette!

Der Fremde. Nun noch eins! Ich ſehe, Sie ſind bewegt, Sie nehmen Theil an meinem Schickſal. Mein Vater wurde

gewiß von dem Wirthe im weißen Lamm und von deſſen Sohn, Lorenz, erſchlagen. Man erzählte mir im letzten Orte, daß um jene Zeit ein Ermordeter im Walde gefunden worden ſey, tief im Gebüſch verſteckt und durch die Verweſung faſt unkenntlich. Das war ſicher mein Vater! Ich bin heut bei dem Grabhügel geweſen. Er iſt nah am Wege aufgeworfen; ach, kein Grashalm wächſt darüber, nur von dürren Baumäſten hatte eine fromme Hand ein Kreuz darauf geſtellt; waren Sie etwa dieſer Edle?

Greif. Gott im Himmel erbarme dich! Was will der Menſch von mir? Das Grab am Wege? Kein Grashalm darauf? Ein Kreuz? Ich hätte ein Kreuz — Was ſpricht er, was will er?

Lorenz. Ach Vater! ach Vater! hab' ich denn blutrothe Haare? —

Der Fremde. Zu jenem Grabe will ich morgen wieder hin. Ihr beide ſollt mich zu der blutigen Stelle begleiten, ſollt mir

das Grab öffnen helfen. Dann will ich die theure eingeschlagene Stirn küssen, mir eine graue Locke als Andenken mitnehmen, und Ihr sollt Zeugen dabei seyn. Nicht wahr? Ihr kommt mit mir, und helft mir dann den Wirth vom weißen Lamm aufsuchen. Hier sind sechs Goldstücke für Eure Gefälligkeit, und hier ist das Kreuz, welches ich vom Grabe mitgenommen; hebt mirs auf bis morgen.

Greif. Lorenz! rühre das Blutgeld nicht an, du verbrennst dir die Hände. Da ist das Kreuz und d'ran das Lamm — — Halte mich Lorenz, die Erde wanket, der Himmel glüht, deine Haare brennen wie Feuer!

Lorenz. Hu! Vater! und Eure Haare sind schwarz, wie der schwarze Bär.

Greif. Herr Jesus! fort mit dem dürren Kreuze, ich kann es nicht nehmen! Es ist aus! ich sinke! das Lamm wimmert,

und der ſchwarze Bär heult! Herr! umfaßt das Kreuz und betet! reißt das Grab auf und legt mich hinein! Es iſt Euer Vater, ich hab' ihn erſchlagen! — —

Scenen aus einem Bade.

1819.

Das Konzert war beendigt. Signora Trillini hatte zierlich ihren letzten Knicks gemacht, und der Beifall, der, als sie den Saal verließ, mit lautem Toben hinter ihr herrauschte, brannte noch lange auf den gefälligen Händen nach.

Aber, mein Gott! sagte die Gräfin: es regnet ja, und den Wagen hab' ich nicht bestellt!

Vertrauen Sie mir so wenig? flüsterte der Hofmarschall. Kaum sah ich die ersten Tropfen an das Fenster schlagen, so war für mich Musik und Gesang verloren, ich dachte nur an Ihren Wagen, und schlüpfte durch das unerhörte Gedränge. Glücklicher Weise fand ich meinen Kammerdiener im Vorsaal, er horchte an der Thür, denn er ist auch ein Verehrer der Kunst, und so ward denn alles bestellt, und jeder Ihrer Wünsche ahnend erfüllt.

Gräfin. Ich dankel aber wohin jetzt? — Ach, ich hätte so gern die süße Stimmung des Gemüthes, die holde Blüthe des Gesanges, in freier Natur ausklingen lassen, aber nun — —

Hofmarschall. Ist es Ihnen zu früh, Gnädigste, nach dem Salon zu fahren? Ich dächte, eine Parthie Whist — —

Gräfin. Ich bin ungern im Salon, man findet dort so gemischte Gesellschaft, und muß mit allem vorlieb nehmen. Indeß wenn Sie meinen — — Ein Kammerherr drängte sich an die Gräfin und sprach: Sr. Durchlaucht, der Herzog, lassen sich Ew. Gnaden empfehlen und anfragen, ob Sie in Ihrem Wagen nicht noch einen Platz für seine Prinzeß Schwester haben? Der unvorsichtige Stallmeister hat nur die zweisitzige Batarde vorfahren lassen, und Sr. Durchlaucht sind so von dem Gesange enchantirt, daß sie die Signora selbst nach Hause bringen wollen.

Gräfin. Wenn die Prinzeß der Signora weichen muß, so findet sie bei mir Platz.

Der große Gesellschaftssaal füllte sich bald

mit verschiedenen Badegästen, denn das Gewitter schien heraufkommen zu wollen. Man ging im Gespräch auf und ab, eilte zu den Karten, oder setzte sich an kleinere Tische zusammen, um Erfrischungen einzunehmen.

Ich danke Gott, sagte der pensionirte Oberste, daß endlich das Konzert ein Ende hatte. Das Gedränge und die Hitze waren ja so groß, daß die Leute die Mäuler aufsperrten, als wollten sie alle mit singen. Lassen Sie uns eine Flasche Rheinwein zur Kühlung trinken.

Meinetwegen! entgegnete der alte Geheimerath. Aber die Trillini singt doch vortrefflich, eine solche Kehle bleibt doch eine köstliche Gabe der Natur.

Obrister. Mehr werth, als das große Loos. Die Nachtigallenkehle fuhr auch in des Herzogs Wagen.

Geheimerath. Und der alte kranke Schulrath P., der Stifter der großen Erziehungsanstalt zu H., mußte neben her im Regen nach Hause gehen. Was kümmert sich ein Fürst um einen solchen Mann!

Obriſter. Es geſchieht ihm recht! warum kann er nicht ſingen, oder tanzen. Ich ſah ihn ſchleichen, nahm ihn unter meinen Regenſchirm, und führte ihn ſo nach Hauſe.

Geheimerath. Es bleibt doch eine nicht zu erklärende Erſcheinung, daß der Menſch über eine blos zufällige Naturgabe nicht allein ſein Wohlgefallen äußert, ſondern ſie dem Beſitzer ſo hoch anrechnet, und ihn nicht allein mit Geld, ſondern auch mit Achtung überhäuft, als gebe ihm die körperliche Fertigkeit einen moraliſchen Werth, indeß er das wahre Verdienſt kaum über die Achſel anſieht.

Obriſter. Mir iſt das ſehr erklärlich. Die Tugend und das Verdienſt iſt ein Muß, es heißt: du ſollſt mit Kopf und Herzen dem Vaterlande nützen, du ſollſt dich für daſſelbe krank arbeiten, dich todt ſchießen laſſen, das dank' dir der Teufel! und darum braucht man's nicht ſonderlich zu bezahlen, denn es gehört dem Vaterlande, weil es ſeiner nicht entbehren kann. Aber die helle Kehle, und die flinken Beine verlangt das Vaterland nicht,

weil sie ihm viel kosten und wenig nützen würden, drum kann sie der Eigenthümer behalten und verkaufen, wie er will, für Geld und für Hochachtung, was man ihm giebt.

Geheimerath. Und mancher giebt die Hochachtung noch lieber als das Geld, weil er die erste selbst münzen kann.

Die beiden Freunde setzten sich mit ihrem Rheinwein in ein Fenster. Nahe bei ihnen schob der Marqueur ein Tischchen an die Wand, woran ein schwarz und ein grau gekleideter Mann Platz nahmen, um ihren Thee zu trinken.

Der Schwarze. Wie haben Sie Ihren Nachmittag zugebracht?

Der Graue. Ich bin auf die Berge gestiegen. Die Gegend ist schön. Jetzt aber fühle ich mich ermüdet und will mich durch eine Tasse Thee erquicken.

Der Schwarze. Sie waren also nicht im Konzert? —

Der Graue. Nein! ich hätte sie wohl gern mögen singen hören. Allein der Arzt

und die Badereise kosten mir viel Geld, und das Entrée überstieg bei weitem meine Kräfte.

Der Schwarze. So ist mirs auch gegangen. Ich habe meine kranke Mutter bei mir; fünf Thaler sind nicht so leicht erworben. Ein solcher Genuß ist nur für Reiche.

Der Graue. Was mag denn Signora Trillini heut gesungen haben?

Der Obrist, sich zu ihnen hinbeugend. Kann Ihnen mit einem Zettel dienen, da steht's drauf.

Der Graue, den Zettel lesend. Wie? — Zwei neue Lieder von X.? — Kennen Sie den Dichter und Komponisten?

Der Schwarze. O! hätte ich doch fünf Thaler entbehren können. Meine Worte und Ihre Melodien möchte ich wohl aus dem Munde der Trillini gehört haben.

Der Graue. Ich auch! aber die beiden Lieder haben mir kaum so viel eingebracht.

Der Schwarze, nach der Thüre zeigend. Sehen Sie! Tritt dort nicht der Schauspieler

in den Saal, der gestern in meiner Tragödie den Helden spielte?

Der Graue. Ja, er ist's! Ein schöner Mann! Ich dächte, er hätte gut gespielt.

Der Schwarze. Im Ganzen recht brav, mit Wärme und Ausdruck. Doch hatte ich mir ein andres Leben in mein Stück gedacht, was ich auf der Bühne nicht fand. Ich möchte ihn wohl um manche Abänderungen befragen, die man sich hier erlaubt hat. — Er kommt uns näher. — Verrathen Sie mich nicht, ich will unerkannt bleiben.

Der Schauspieler sah sich nach einem Platze um; der Schwarze bot ihm einen Stuhl; er nahm ihn höflich dankend an, setzte sich zu ihnen und ließ sich eine Flasche Champagner geben.

Der Schwarze. Wir sind Ihnen für den uns gestern gewährten Genuß vielen Dank schuldig! Sie haben vortrefflich gespielt.

Schauspieler. O, ich bitte! das Stück spielt sich von selbst. Der Dichter hat bei einer schönen Sprache seine Charactere gut

gehalten, viel Affect in die Hauptrolle gelegt, der immer viel Effect macht, und so wird es dem Schauspieler leicht.

Der Schwarze. Ich habe das Stück im Manuscript gelesen, dort aber manches anders gefunden, als ich es gestern auf der Bühne sah.

Der Schauspieler. Das kann wohl seyn; man muß den Herren Dichtern nachhelfen, sie kennen ihren eignen Vortheil zu wenig.

Der Schwarze. Aber der Dichter legt doch auf manches einen Werth, was dem Schauspieler eine Kleinigkeit scheint, und er als solche auch willkührlich behandelt. Der Dichter hat manche Scene in seiner Zusammenstellung sich so ergreifend gedacht. Aber der Schauspieler bleibt ihm nicht treu, und der Sinn geht verloren.

Schauspieler. Mag er verloren gehn, ein besserer tritt an die Stelle. Glauben Sie mir, hinter dem Schreibtisch wohnt weder Erfahrung noch Leben; man müßte ja aus der Haut fahren, wenn man den Dich-

tern treu bleiben wollte. Sie verſtehen gewöhnlich nicht das Geringſte vom Sceniſchen. Es ſollte Niemand ein Drama ſchreiben dürfen, der nicht ſelbſt Schauſpieler iſt.

Der Schwarze. Leſſing ſagt: Raphael wäre immer der größte Maler geweſen, wenn er auch keine Arme gehabt hätte; und ſo iſt mancher Dichter ein großer Schauſpieler, ob er gleich niemals die Bühne betreten hat. Aber Sie ſprachen von dem ſceniſchen Weſen, erlauben Sie mir deshalb eine Frage: Warum ließen Sie in der Schlußſcene des geſtrigen Trauerſpiels nicht, der Vorſchrift des Dichters gemäß, die Geliebte in den Armen des Ritters ſterben? Warum mußte ſie neben ihm auf dem Stuhle verſcheiden, wo zwei andere Perſonen ſie zu halten genöthigt waren, damit ſie nicht herunterfiel? Es brachte etwas Stöhrendes und Kaltes in den letzten Augenblick.

Schauſpieler. Wie? — und Sie können noch fragen? Soll der Held die letzten ergreifenden Worte ohne Geſtus ſprechen? Soll das Halten der Leiche ihm den edlen

Gebrauch ſeiner Hände tödten? Hat Ihnen die geballte zitternde Fauſt nicht gefallen, die ich zum Himmel empor hielt? — Nein, die Hände muß der Schauſpieler frei haben im tragiſchen Moment, denn ſie ſind die Fittige, durch deren gewaltiges Schlagen er ſich allein aufſchwingen kann. Apropos! Man ſagt, der Dichter werde auch hier bei uns erwartet. Ich freue mich auf ſeine Bekanntſchaft, er ſoll manches von mir lernen. Marqueur! Noch zwei Gläſer, wir wollen den Dichter leben laſſen.

Der Schauſpieler bewirthete die beiden Theetrinker mit Champagner, und wurde dann von einigen jungen Officieren abgerufen und in ein Nebenzimmer geführt, wo man Pharo ſpielte.

Während deſſen hatte der Hofmarſchall in die Nähe dieſer beiden Tiſche den Spieltiſch für die Gräfin geordnet. Eine Hofdame und ein apanagirter Prinz waren die Mitſpielenden.

Hofdame. Aber warum können wir nicht im Nebenzimmer unſere Parthie ſpie-

len? Man ist hier wie ausgesetzt unter dem Volke.

Prinz. Der Herzog hat die Nebenzimmer zu dem Künstler-Soupée, welches er heut Signora Trillini und Madame Balance zu Ehren giebt, in Beschlag genommen. Ich glaube, wir sind alle dazu geladen?

Man bejahte es.

Hofmarschall. Und finden wir auf diesem Fleckchen Erde nicht auch herrliche Nachbarschaft? Sehen Sie, den Hrn. Geheimerath, und den Hrn. Obristen.

Man begrüßte sich gegenseitig, die Karten wurden gezogen und das Spiel begann.

Der Obrist, sich zum Schwarzen hinüberbeugend. Hören Sie! war der Mensch ein Komödiant?

Der Schwarze, Zu dienen, und ein recht braver Künstler.

Obrister. Ich dächte, er wäre grob geworden? Nicht?

Der Schwarze. Nein! — er war nur eifrig.

Hofmarschall, der es gehört. Ich lobe

mir die Signora Trillini! wie hoch steht sie über alle Künstler, und wie bescheiden sind ihre Anforderungen?

Geheimerath. Bis auf das Entrée. Das ist aber auch das einzige, was sie zu fordern braucht, denn das übrige trägt man ihr alles entgegen.

Hofmarschall. O stoßen Sie an auf ihr Wohl! stoßen Sie an, meine Herren, Sie haben ja Wein!

Obrister. Ist nicht mehr nöthig; es ist ihr schon wohl genug bei der schönen Einnahme, die leichter verdient ist, als eine Pension.

Hofmarschall. Sie ist die Fürstin der Künstler, sie muß auch als Fürstin leben können.

Gräfin, empfindlich. Geben Sie doch Achtung auf das Spiel, und denken Sie nicht immer an die Sängerin.

Hofdame. Dieß sind doch zwei höchst genußvolle Nachmittage; heut das himmlische Konzert und das Soupée beim Herzog, und

morgen das noch göttlichere Ballet und die Solotänze der Madame Balance.

Gräfin. Man lobt das neue Trauerspiel von gestern, allein ich habe mich schrecklich darin ennüyirt; keine neue Dekoration, altes Kostüm! — Man hat gar nichts zu sehen.

Geheimerath. Man soll auch nicht blos sehen, man soll hören wollen, meine Gnädige.

Prinz. Bitte um Entschuldigung! es heißt Schauspielhaus und nicht Hörspielhaus.

Hofdame. Und glauben Sie mir, die Schauspieler sind jetzt so arrogant, daß man risquirt, blamirt zu werden. Denken Sie nur: neulich kommt die berühmte Madam Käster in unsere Residenz, und giebt als Gastrolle die Sappho. Sie spielt süperbe, auf Ehre, allerliebst! ich habe müssen die Augen zumachen, als sie vom Felsen ins Wasser sprang. Der ganze Hof applaudirte, das Parterre rief sie heraus.

Geheimerath, lächelnd. Nach dem Tode?

Gräfin. Nun? und warum nicht? das Spiel kann nicht immer fortdauern.

Der Schwarze, für sich. O du unbegreifliches Publikum! das sich den letzten Tropfen der Täuschung, wie in einem Badehause, sorgfältig abwischt, um nur recht trocken an die Luft treten zu können.

Hofdame. Aber was geschieht? — Sie kommt nicht!

Hofmarschall. Wie? sie kommt nicht? und welche Entschuldigung?

Hofdame. Gar keine! Statt ihrer erscheint der alte Diener der Sappho — — wie heißt er doch? — — Ram — Rammel —

Prinz. Rhamnes, mein Fräulein.

Hofdame. Richtig, Rhamnes, und sagt da ein Paar kauderwälsche Verse her — — Warten Sie, der Kammerjunker hat sie mir aufgeschrieben, er hat sie sich zu verschaffen gewußt. Hier! lesen Sie selbst.

Sie nimmt ein Blättchen aus ihrer Brieftasche.

Hofmarschall, laut lesend.

Was ruft ihr sie? — verstummt sind Sapphos Lieder!
Die Sängerin verschläft ihr tiefes Weh! —
Der Orcus giebt die Herrliche nicht wieder,
Und Phaon holt nicht die Euridice.
Beweint sie still, glaubt, daß sie wahr vollendet,
Dann erst habt ihr den Lorbeer ihr gespendet.

Geheimerath. Bravo! bravo! und was geschah?

Hofdame. Man ließ es sich gefallen, und applaudirte aufs neue!

Der Schwarze, begeistert. Die Sappho ist unter ihren Griechen gestorben! O du erhabnes Publicum! Es soll leben!

Er trinkt Thee.

Der Graue. Nein! die Künstlerin soll leben, die im Gefühl ihrer Größe das Publicum zu sich hinauf zog.

Prinz. Und der König ließ sie nicht aus dem Lande weisen?

Hofdame. Nichts weniger! Man mußte sich nach der allgemeinen Stimmung

richten. Sie trat am folgenden Tage als Elvire in der Schuld auf, und ward mit dem ungeheuersten Applaus empfangen, aber nicht die geringste Verbeugung gegen das Publikum, nicht ein Wort des Dankes; sie blieb an ihrer Harfe sitzen wie ein Stock, und that als sey sie taub.

Der Schwarze. Du große Künstlerin!

Prinz. Friedrich der zweite ließ die Mara arretiren, als sie nicht singen wollte. Man hätte die Madame Käster auch Mores lehren sollen.

Gräfin. So etwas risquirt man nicht bei unserer Balance. Wissen Sie noch, Hofmarschall, als wir sie in Y. zuerst in dem schönen Ballet, Ariadne und Theseus, tanzen sahen.

Hofmarschall. Wer könnte das vergessen! Denken Sie, mein Prinz! als die Göttliche vom Felsen ins Meer sprang, battirte sie zwanzigmal ehe sie verschwand. Alles war entzückt, man rief: bravo! ancora!

Gräfin. Und sie zierte sich nicht, und trat bescheiden wieder auf.

Geheimerath. Das ist lustig! Sie kam doch trocken aus dem Meere?

Hofmarschall, beruhigend. Freilich! es war ja nur Silberflohr. Und nun stand sie triumphirend auf dem Felsen mit ausgestrecktem rechten Füßchen zwei Minuten lang, und als sie hinunter sprang, battirte sie zwei und zwanzig mal, auf meine Ehre!

Der Schwarze. Für die Gallerie vier und zwanzigmal, denn die konnte die Ariadne länger sehen.

Die Flügelthüren öffneten sich. Der Herzog Signora Trillini, und ein Kammerherr Madame Balance führend, traten herein, und gingen durch den Saal in die anstoßenden Zimmer. Man stand auf, und verneigte sich.

Prinz. Wahrlich, der Herzog ist ein ächter Mecän, er ehrt die Kunst im großen Künstler.

Hofmarschall. O wenn sie doch nach dem Soupée uns noch eine Arie singen wollte.

Gräfin. Sie wird sich erbitten lassen; die Ehre beim Herzog zu speisen, ist doch wohl eine Arie werth.

Prinz. Und im schlimmsten Falle legen wir zusammen.

Hofmarschall. Nur die letzte Arie noch einmal, die letzte Arie! wie hieß sie doch?

Hofdame. Auf der Ankündigung stand der deutsche Text, ich glaube:

„Welchem Ruf erwacht das Herz?"

Hofmarschall. Richtig! Aber sie sang nur eine Strophe deutsch, und legte dann süße weiche italienische Worte unter.

Der Schwarze, für sich. O, mein armes deutsches Lied!

Prinz. Ohne die Cadenz wäre aber die Arie gar nichts werth gewesen.

Der Graue, bescheiden aufstehend. Um Verzeihung, welche Cadenz? — mir ist keine in dem Liede bekannt.

Prinz. Dann bedaure ich Sie, sie läßt sich nicht beschreiben.

Geheimerath. Nein, der Herr hat

Recht. Ich kenne das Lied, es iſt eigentlich dort nur ein Halt in der Muſik.

Der Graue. Nicht wahr? nach den Worten:

„Und du ſchläfſt nicht wieder ein?“

Hofmarſchall. Getroffen! aber das zeigt eben die große Künſtlerin, daß ſie mit ihrem Reichthum dieß unbedeutende Lied zu ſchmücken und zu erheben wußte.

Prinz. Ja, und haben Sie wohl gehört, wie ſie bei jeder Strophe eine andere Variation auf die neue Polonaiſe künſtlich in die Cadenz einwebte?

Der Graue. Zerbricht ſeine Taſſe. O ihr verdammten Seiltänzereien!

Prinz. Herr! waren Sie heut im Konzert?

Der Graue. Nein! ich konnte es nicht bezahlen!

Prinz. So haben Sie kein Recht zu urtheilen!

Der Graue. Doch! wenn ich das Recht auch nicht mit fünf Thalern erkaufte,

so hab' ich das Lied doch gehört, wie es keiner mehr hören wird.

Hofmarschall. Das ist zum Todtlachen! von wem denn, und wo?

Der Graue. Von ungenannten Stimmen, auf meinem Zimmer.

Der Graue und der Schwarze standen auf, und gingen schweigend im Saale auf und ab.

Obrister. Auf meine Ehre! ich glaube, die Kerls sind dem Tollhause entlaufen.

Der Geheimerath ließ sich die Badeliste reichen, und sah nach den angekommenen Fremden. Ich habe mich nicht getäuscht, sprach er: der grau gekleidete Mann ist der alte ehemalige Musikdirektor X. Ich habe viel von ihm gehört, er hat treffliche Sachen componirt; von ihm waren auch die beiden schönen Lieder des heutigen Konzerts; durch Krankheit und Unglücksfälle soll er verarmt seyn. Und der andere im schwarzen Anzuge ist der Doctor Z., ein genialer Dichter; der Verfasser des gestrigen Trauerspiels.

Prinz. Die Herren nennen sich auch Künstler?

Geheimerath. Sind es auch!

Hofmarschall. Stehen aber tief unter den beiden Damen.

Die Partie war beendigt. Man stand auf. Der Kammerherr trat hinzu und meldete, daß sie im Nebenzimmer vom Herzog erwartet würden. — Wir werden heut, fuhr er fort, einen göttlichen Abend haben, die Trillini wird zum Flügel singen, und die Balance wird tanzen. — Aber, mein Theuerster, wendete er sich geheimnißvoll an den Geheimenrath: es sind zwei Couverts an der Tafel übrig, und der Herzog hat mir aufgetragen, noch zwei von den Badegästen einzuladen. Ich weiß Niemand, der zu uns passen möchte. Wen meinen Sie wohl? rathen Sie mir!

Geheimerath. Dort gehen der Musikdirektor Æ., und der Doktor Z. im Saale auf und ab. Sie sind erst vorgestern hier angekommen; beide sind als Componist und Dichter berühmt, und ehrenwerthe Leute.

Wenn der Herzog die Künſtler wirklich ſchätzt — —

Kammerherr. Charmant! ich will Sr. Durchlaucht ſelbſt fragen! Er eilte fort. Der Herzog trat alsbald in die Thür, und ſah prüfend in den Saal, worauf er mit dem Kammerherrn heimlich ſprach. Dieſer kam zum Geheimenrath zurück, und flüſterte ihm ins Ohr: „Sr. Durchlaucht haben befohlen, die Couverts weg zu nehmen; ſie meinen, jene beiden Herren ſähen ihnen zu pauvre aus, und paßten nicht in unſre heutige frohe Künſtlergeſellſchaft! — Die Eingeladenen eilten hierauf zu dem Künſtler-Soupée; der Graue und der Schwarze aber hinaus in die freie Natur; denn das Gewitter war längſt vorüber. Sie ließen ſich ein Tiſchchen mit ihrem frugalen Abendbrot in den Garten tragen, und hier im Saale der Nacht, und in der Geſellſchaft der rieſigen mondbeglänzten Gebirge, nahmen höhere und edlere Geſtalten, als bei dem Soupée des Herzogs, an ihrer Tafel Platz.

Das Begräbniß.

Eine Erzählung.

Zweites Bruchstück aus meinen musikalischen Wanderungen.

1820.

(Erstes Bruchstück, siehe: Wahnsinn und Tod! in den romantischen Accorden.)

Hat dich das erste Bruchstück aus meinen musikalischen Wanderungen wirklich so angezogen, daß du die Schilderung der ganzen Reise verlangst? — Wenn ich sie dir auch einst versprochen habe, so erlaß mir jetzt immer meine Zusage. Es giebt Perioden im Leben, die nur in stummer Erinnerung fortleben wollen. So geht es mir eigentlich auch mit jener Reise. Das zarte Verhältniß der Freunde zu einander, die sie unternahmen; der warme Maitag der Jugend, der ihnen den langen Weg erhellte, und nach den kurzen Frühlingsgewittern nur desto sonnenklarer sie wieder umfing; die unzähligen kleinen Zufälle und Begebenheiten, die nur vor ihren ahnungsvollen Herzen eine tiefere Bedeutung erhielten; und die heiligen Stunden der Mittheilung, in denen ihre offnen liebenden Gemüther, kein Ge-

heimniß vor einander habend, die unsichtbaren Psychenflügel entfalteten, um in den Aether sich zu erheben, und aus ihm glänzender zur Erde zurück zu kehren, den kristallnen Regentropfen gleich, die wie ein unsichtbarer Nebel aufsteigen, und erst im Herabsinken den wunderherrlichen Farbenbogen auf den dunkeln Hintergrund des Lebens werfen. Dieß alles ist eine immer frische Quelle, aus welcher das Herz seinen Trost, und die Phantasie ihre schönsten Bilder schöpft. Aber der dunkle, sie stets nur erfrischende Schatten des Geheimnisses, darf ihr nicht genommen werden, sonst vertrocknet sie.

Deshalb, da du wieder aus ihr schöpfen willst, magst du auch nur mit einem Becher voll wieder vorlieb nehmen, — mit einem Bruchstück.

Ich hatte mit meinen Freunden Italien und die brittiſchen Inſeln durchzogen, und wir ſehnten uns nach Deutſchland, in unſre Heimath um ſo mehr zurück, als Müllers Geſundheit zu wanken begann, da beſonders Schottlands rauhere Gebirgsluft ſeine Bruſt verletzt zu haben ſchien. Die Seekrankheit, die ihn bei der Ueberfahrt befiel, wirkte noch nachtheiliger auf ihn, und die Aerzte riethen dringend den Beſuch eines Bades an. — Die Jahreszeit hierzu war eingetreten, wir beſchloſſen deshalb, den Freund in unſerer bisherigen Verkleidung dorthin zu begleiten, und die Badezeit noch als Schlußgericht der reichbeſetzten Pilgertafel mit einander zu genießen. Wir wählten ein im Gebirge liegendes Bad, und zogen von der letzten Station wie luſtige Prager Studenten zu Fuße dort ein.

Aber nun ſollten wir auch aufſpielen, man wollte Muſik hören und tanzen, und die Unternehmer ſolcher Vergnügungen konnten nicht begreifen, weshalb wir uns in einen einträglichen Contract mit ihnen nicht

einlaſſen, ſondern nur nach Belieben und ohne Bezahlung die Geſellſchaft bisweilen mit Muſik erfreuen wollten. Wir bedurften aber des Geldes nicht mehr, denn England hatte unſere Kaſſe ſo reichlich verſehen, daß wir im Voraus berechnen konnten, ſie werde bis zu unſerer Trennung auslangen, und da wollten wir denn hier mit unſerer Kunſt frei walten. Das machte Anfangs Aufſehen; die fünf jungen Muſiker zogen die Blicke der neugierigen Badegäſte auf ſich, man wollte durchaus hinter das Geheimniß ihres Standes und Lebens kommen, bat ſie zu den Geſellſchaften, um Muſik zu hören, und war doch wieder in Verlegenheit, ob man ſie als wirklich ebenbürtige Gäſte, oder nur als aufſpielende Künſtler behandeln ſollte. Dieſes Schwanken und Zweifeln gewährte uns manche luſtige Unterhaltung; wir nahmen recht abſichtlich bisweilen ein höchſt vornehmes Betragen an, um den uns entgegentretenden Stolz durch gleiche Münze in Verlegenheit zu ſetzen, ſchlugen manche Einladung aus, oder brachten unſere Inſtrumente nicht

mit in die Gesellschaft, und gaben doch wieder dafür ungebeten gar schöne musikalische Genüsse in freier Natur.

Am Ende der großen Promenade lag ein von Linden beschatteter freier Platz, der vor sich die weite Aussicht ins Thal, hinter sich die hohen waldbewachsnen Gebirge hatte. Hier pflegten wir den Abend mit unseren Instrumenten zuzubringen. Ein schweigender Kreis von Zuhörern versammelte sich gewöhnlich um uns, wir aber thaten als sähen wir Niemand, und als gelte diese musikalische Unterhaltung einzig unserm Vergnügen.

Nur unser Müller nahm keinen Theil hieran; theils hatte ihm der Bade-Arzt das angestrengte Spiel und vorzüglich das Blasen auf der Klarinette widerrathen, und ihm, wenn er die Abendluft genießen wolle, statt des ruhigen Sitzens, einen Spaziergang anempfohlen, theils vermied er bei seiner jetzigen, sehr reitzbaren Stimmung selbst gern jedes Gedränge von Menschen und suchte die Einsamkeit. Nicht einmal seine Freunde durften ihn begleiten, wenn er, den

Sonnen-Untergang zu ſehen, einen hohen Punkt erſtieg; es war, als wollte er ihnen die Ahnungen verſchweigen, die bei dem Heranſchreiten der Nacht ihm vorüberzogen; ja er bat uns vielmehr, den Abend mit unſern Inſtrumenten zu begrüßen, damit die Harmonien aus dem Thale dann zu ihm aufſteigen möchten.

„So, wie Eure Töne mich rufen, ſagte er oft, ſo muß der entfliehenden Seele der Nachruf der Liebe klingen!“

Es machte ihm dann ein beſonderes Vergnügen, das Echo nachzuahmen, und uns Antwort zu geben. Auf ſeiner Klarinette wiederholte er die letzten Tacte des geendigten Muſikſtücks ſo rein und ſchön, daß alle Zuhörer über das herrliche Echo in lautes Entzücken ausbrachen und ſich nicht genug verwundern konnten, wie es blos unſern Inſtrumenten Antwort gebe, da ſie doch mit ihrer Stimme es vergeblich zu wecken ſtrebten.

Unſer Talent verſchaffte uns manche liebe Bekanntſchaft; nicht blos die Künſtler, nein, auch die Menſchen gewann man in uns lieb-

Wir knüpften leicht und zutraulich manches Freundschaftsband; denn zu einer bedächtigen Annäherung war die Zeit zu kurz, und doch wollten die verwandten Gemüther nicht neben einander vorbei gehen, ohne sich die Hand gereicht zu haben. Doch auch diese frohen kleinen Zirkel vermied unser kranker Freund. „Das Lachen und Sprechen greift meine wunde Brust an! sagte er: laßt mir den Umgang mit solchen Freunden, die so reich an Unterhaltung sind, daß sie keine Antwort von mir verlangen: mit meiner Violine und mit der Natur!“

Als aber einst Kraker, seinen Trieb zur Einsamkeit für hypochondrische Laune haltend, ihn auf gutgemeinte Weise deshalb ausschalt, und die übrigen Freunde auch mit einstimmten, und theilnehmend in ihn drangen, auch wie sonst unsre frohen Stunden mit uns zu theilen, zog er mich bei Seite und sprach:

„Ich bitte dich, nimm mich vor dem gutgemeinten Dringen der Uebrigen in Schutz. Ihre Liebe erkenn' ich mit Dank,

aber sie quält mich. Glaube nur, ich bin nicht einsam in meiner Einsamkeit, aber — hörst du? — spürt mir nicht nach!"

Ich versprach ihm dieß, und bewog die Uebrigen durch einige Winke, ihn ungestört gewähren zu lassen. Daß ein süßes Geheimniß sein Herz beschäftigen müsse, ward mir aber bald klar, und wie hätt' er es endlich dem theilnehmenden Freunde auch selbst länger verschweigen können? —

Unter den vielen Badegästen befand sich ein junges Frauenzimmer, welches niemals ohne einen grünen Schleier, und immer nur am Arm einer ältlichen Matrone erschien. Sie vermied sichtbar die von andern besuchten Orte, mischte sich nie unter die übrige Gesellschaft, und schlug immer nur die einsamsten Spatziergänge ein, wo ihr ein Diener gewöhnlich eine Harfe nachtrug. Die schlanke herrliche Gestalt erregte Anfangs die Neugier aller, man wollte auch das Gesicht sehen, das der Schleier verdeckte; denn wie sollte es die Natur nicht übereinstimmend mit den übrigen schönen Formen gebildet

haben. Die Neugierigen redeten ſie an, die Unbeſcheidenen ſchlichen ihr nach, und erzählten viel von ihrem trefflichen Spiele auf der Harfe. Da ſie aber jedem Geſpräche auswich, auch ihre Spaziergänge bald zu einer Tageszeit wählte, in welcher die übrigen Badegäſte andern Vergnügungen nachgingen, ſo ließ man die Eigenſinnige gehen, und war auch bald nicht mehr begierig, ſie ohne Schleier zu erblicken, da man erfuhr, ſie ſey blind.

Mit dieſem Weſen hatte unſer Müller eine geiſtige Bekanntſchaft angeknüpft, und in einer Sprache ihr Vertrauen erworben, welche der armen Worte nicht bedarf. Die einſamen Stellen, an welche ihre Begleiterin ſie hinzugeleiten pflegte, waren auch ſeine Lieblingsplätzchen, und unbemerkt von beiden hörte er oft ihrem vollendeten Spiele auf der Harfe mit Entzücken zu. Sie ſchlug dann gewöhnlich den Schleier zurück, um ſich an dem friſchen Hauch der Luft zu erquikken, ſie zeigte ihm ein Antlitz, wie er es ſchöner und lieblicher noch nicht geſehen, und

wenn ſie nun endlich die zarten Lippen öffnete, und aus dieſer roſigen Pforte die ſilberklare Stimme mit einem Liede hervortrat, wie hätte dieß nicht ſein Herz tief ergreifen ſollen? Wenn Abends unſre Harmonieen auch zu ihr herauftönten, dann griff ſie begeiſtert in die Harfe, und gab ihnen mit vollen Accorden das Geleit auf ihrer Luftbahn; entzückt lauſchte ſie auf, wenn Müller täuſchend das Echo dann nachahmte, und breitete ihre Arme nach der unſichtbaren Freundin aus. — Aber er ging weiter, es verlangte ihn nach einem innigern Umgang mit ihr, nach einem geiſtigen Erkennen und Lieben; er nahm ſeine Violine an jene einſamen Orte mit, und fing leiſe an, in hohen reinen Tönen ihre Lieder zu begleiten, oder durch die vollſtimmigen Accorde, die ſie in Phantaſien kühn auf einander folgen ließ, eine ſchöne einfache Melodie zu führen. Wer kennt nicht den Zauber der Violine, wenn eine Meiſterhand ihre Saiten berührt? Welches Inſtrument paßt, wie ſie, für jede Stimmung des Gemüthes? — — Auch die

schüchterne Blinde, obgleich sie erst betroffen einhielt und unruhig ihre Begleiterin zu fragen schien, konnte der Macht dieser reinen Töne nicht widerstehen. Sie hörte mit verklärtem Lächeln einige Minuten Müllers vollendetem Spiele zu, dann aber griff sie begeistert in ihre Harfe, begleitete es, und verschmolz ihre Töne mit den seinigen. — Und so wurden sie nach und nach einander unentbehrlich, so eilte jedes mit der Sehnsucht nach der Tonsprache des andern täglich auf seinen Ort, und so vertrauten sie sich alles was die Seele bewegte, ohne je ein Wort mit einander zu wechseln. Selbst die ältere Begleiterin des blinden Mädchens schien sich dieser Unterhaltung zu erfreuen, da sie einen sichtbar wohlthätigen Einfluß auf die Stimmung ihrer unglücklichen Freundin hatte.

„Weißt du denn, wer deine Geliebte ist?" fragte ich Müllern einst?

„Sie heißt Cäcilie, weiter mag ich nichts wissen!" antwortete er mir: denn in der

Welt, in welcher ich mit ihr lebe, gilt alles das andere nichts!"

Meine Neugier war jedoch hiermit nicht zufrieden, ich forschte im Geheimen nach, konnte aber auch nichts weiter erfahren, als daß ihre Begleiterin sich Madam Walding nannte, beide übrigens aber von Niemand gekannt wären.

So lebte denn Müller nun einzig in dieser geistigen Liebe, indeß wir übrigen wie die Bienen aus jeder Lebensblume Honig tranken. — Da verbreitete sich die Nachricht, daß der Fürst L. im Bade angekommen sey, und einen berühmten Augenarzt mit sich gebracht habe, um von diesem seine blinde Tochter hier operiren zu lassen. Ich dachte sogleich an Cäcilien, und irrte mich nicht, sie war des Fürsten Tochter. Er hatte sie mit seiner Schwester voran reisen lassen, indeß er selbst Geschäfte halber und um des Arztes gewiß zu seyn, einen Umweg gemacht, die beiden Frauen aber bestimmt hatte, bis zu seiner Ankunft hier unbekannt zu leben.

Die Nachricht von Cäciliens hohem Stande wirkte wie ein electrischer Schlag auf die meisten Badegäste. Wer die arme Blinde bisher keines Blicks gewürdigt, drängte sich jetzt theilnehmend in ihre Nähe; sie ward das Gespräch des Tages, und der Arzt, welcher den Gebrauch des Bades ihr als Vorcur empfohlen hatte, konnte kaum die zudringlichen Frager los werden, die Tag und Stunde der Operation wissen, und sogar Zuschauer dabei abgeben wollten. Auf Müllern wirkte diese Nachricht ganz besonders. Daß sie eine Fürstentochter sey, schien ihm gleichgültig, weniger aber, daß sie ihr Gesicht wieder erhalten sollte. Als ich ihn einst sehr niedergeschlagen und allein an jenem Plätzchen fand, wo sie sonst die Harfe spielte, und ich ihn fragte, ob er sich denn nicht der baldigen Genesung Cäciliens freue, — denn die Operation war Tags zuvor glücklich ausgeführt worden, und sie sollte nur noch einige Wochen das finstre Zimmer hüten, — da gab er mir die bedeutungsvolle Antwort:

„Vor Cäcilien liegt noch das ganze ſchöne Leben; wäre ſie doch nur die kurze Zeit noch blind geblieben, bis ich auch blind geworden bin! Wenn ſie ſehend ſeyn wird, bedarf ſie mich nicht mehr!“

Daß Müller die Ahnung ſeines Todes in ſich herumtrage, ward mir zur Gewißheit, und leider auch, daß nur ſein Verhältniß zu Cäcilien ihn bisher in übergewöhnlicher Spannung erhalten, und ſelbſt eine Zeitlang über die Krankheit geſiegt habe. Deſtomehr unterlag er ihr aber jetzt, ſeit er Cäcilien nicht mehr ſah. Er ging ſelten mehr an die freie Luft, phantaſirte einſam nur auf ſeiner Geige, und gab ſich einer ſtillen verzehrenden Sehnſucht hin.

Der Fürſt hatte von ſeiner Schweſter, und von Cäcilien ſelbſt ein Rühmliches von unſern muſikaliſchen Talenten und vorzüglich von Müllers herrlichem Spiel gehört. Er ſuchte unſere Bekanntſchaft, dankte freundlich für den Genuß, den wir ſeiner Tochter während ihrer Blindheit gewährt hatten, und drang theilnehmend in ihren

Arzt, sich unseres Freundes sorgsam anzunehmen, von dessen bedenklicher Krankheit man ihm gesagt hatte.

Müllern war dieser Arzt eine sehr erfreuliche Erscheinung. Er konnte ihm ja von Cäcilien erzählen, wie sie die Operation standhaft ausgehalten, und wie die Genesung ihrer Augen nun rasch fortschreite; er brachte ihm manchen innigen Gruß von ihr, denn sie hatte erfahren, daß er sehr krank sey und ihr Arzt ihn auch besuche; sie ließ ihm sagen, wie ihre Harfe jetzt auch einsam schweige, und sich nach seiner Begleitung sehne! — Er trieb uns allabendlich an, ihr eine Nachtmusik zu bringen, und freute sich unbeschreiblich, wenn der Arzt uns am andern Morgen den Dank der Prinzessin, ihm aber die Versicherung brachte: sie habe trotz der schönen Musik doch seine Geigentöne vermißt.

Während Cäciliens Genesung glücklich fortschritt und der Vater schon die Tage zählte, bis er mit der schönen Tochter an das Licht und unter die Menschen werde

heraustreten können, verhehlte mir der Arzt nicht, daß Müllers Zuſtand immer bedenklicher werde. Die ſchwache wunde Bruſt hatte dem Blutſturz ſchon einmal ihre Quellen geöffnet, es war vorauszuſehen, daß bei einer Wiederholung dieſes Zufalls der Tod eintreten müſſe. Wir alle waren um den Freund gar ſehr beſorgt; wir liebten ihn ſo innig, gedachten nach dieſer heitern Wanderung die verſchiednen einzelnen Wege ins Leben froh und muthig zu verfolgen, uns oft noch über der Erde wieder zu finden, und nun wollte der Tod ſchon dazwiſchen treten. Nur Müller ſelbſt war ruhig und heiter, als freue er ſich auf die Reiſe in die Heimath.

Der Tag war endlich beſtimmt, an welchem Cäcilie die Dämmerung des Zimmers verlaſſen und mit den ſchönen Augen wieder das Leben ſchauen ſollte. Der Fürſt wünſchte ihre Geneſung recht feſtlich zu begehen und hatte gar ſinnreich erdacht, wie er ihren erwachten Blicken Natur und Menſchen aufs Neue zeigen wollte. Nur mit

ihm, der Schweſter und dem befreundeten Arzte, ſollte ſie den Tag auf den ſchönſten Punkten des Gebirges zubringen, an dem ihr lang verhüllt geweſenen holden Antlitz der Natur ſich erquicken und ungeſtört ihrer Rührung und Freude Raum geben. Gegen Abend wollte er dann mit ihr auf dem freien von Linden beſchatteten Platz eintreffen, wo ein reichbeſetztes Konzert ſie empfangen ſollte; denn er meinte, daß an dieſem Feſte ihre Lieblingsfreundin, die Muſik, nicht fehlen dürfe, und daß bei dieſer allgemeinen Unterhaltung er ſeine Tochter am leichteſten in die Geſellſchaft einführen und das läſtige Andringen der übrigen ihr erſparen könne.

Er hatte zwar hierzu ſeine kleine Kapelle nachkommen laſſen, wendete ſich aber dennoch mit der Bitte an uns, daß wir das Konzert ordnen, ſelbſt mit ſpielen und mit einigen ſeiner vertrauten Freunde das ganze Feſt beſprechen und einrichten möchten.

In gutmüthiger Geſchwätzigkeit erzählte der Arzt Müllern den ſinnreichen Plan dieſes Geneſungs-Feſtes, und bedauerte nichts

mehr, als daß jener, seiner Kränklichkeit wegen, bei dem musikalischen Empfang nicht werde gegenwärtig seyn können.

Die Prinzessin, setzte er hinzu, wird Sie gewiß am meisten vermissen, denn sie bestand darauf, heut vor allen ihren Freund zu sehen und mit ihm zu sprechen; nur auf meine dringende Vorstellung: daß Ihr Gesundheitszustand Ihnen den Genuß der Abendluft noch nicht erlaube, gab sie endlich traurig nach!" „Und wenn ich nun doch in die Abendluft hinaus ginge und bei ihrem Empfang nicht fehlte?" fragte Müller. — „O denken Sie nicht daran! sagte der Arzt; es wäre dann das Aeusserste zu fürchten!" Müller schwieg, aber von diesem Augenblick an durchdrang sichtbar ein neuer Strahl des Lebens das schon halb zerknickte Rohr. Wie der fernen Feuersbrunst Wiederschein den farbenlosen Nachthimmel röthet, so warf die innere Gluth des Herzens ihre leicht aufflammende Röthe auf seine bleichen verfallnen Wangen. Er wollte mich nach den Musikstücken fragen, die wir an Cäciliens Fest

aufführen würden, allein seine Kniee wankten, die Stimme konnte aus dem halb versiegten Brunnen der Brust kaum mehr Luft schöpfen, und ich mußte ihn halten, daß er nicht sank. Seitdem sich sein Zustand verschlimmert, hatte er, um ruhiger zu seyn, ein eignes Stübchen bezogen; da hörte ich ihn denn tief in der Nacht vor jenem Feste noch auf seiner Geige phantasiren, und alle die Musikstücke wiederholen, die er mit Cäcilien gespielt hatte. Ich ging zu ihm hinüber, ich bat ihn recht dringend, das Instrument jetzt wegzulegen, und seinem kranken Körper Ruhe zu gönnen. Er aber schüttelte sanft das Haupt, seine verklärten Blicke glänzten über den bleichen Wangen, wie die Gestirne der Winternacht über dem Eisgefilde, und mit tiefer Rührung sagte er: „Laßt mich noch wachen, mich noch satt hören an diesen Tönen! ich werde Zeit genug haben zu schlafen, wenn mein Ohr taub seyn wird für sie!"

Ich wollte ihm einige beruhigende Worte darüber sagen, er aber reichte mir die Hand

und sprach sehr mild: „Laß es gut seyn, mein Freund! ich verstehe des Schicksals geheimen milden Sinn; es sendet mir die Jungfrau der letzten Liebe!“

Des andern Morgens fand ich ihn mit dem Fernrohr am Fenster. Er schaute auf das Gebirge hinaus, um Cäcilien mit ihrem Vater zu entdecken. Auch ich nahm ein Fernglas zur Hand und folgte seinem Blicke. Da sah ich Cäcilien hoch oben auf einem freien Platze, wie sie der herrlichen Aussicht entzückt die Arme entgegen breitete. Sie stand, durch das Fernrohr herbeigezaubert, ja so nahe vor ihm, als wolle sie ihn selbst umfangen, wie sollte er ihr sehnend, nicht auch die seinigen öffnen? aber die liebliche Erscheinung verschwand, als er die Arme ausbreitend in seligem Vergessen das Glas vom Auge nahm. Flüchtig erröthend und über sich selbst lächelnd, sank er in einen Stuhl zurück, und legte den Kopf in die Hand. „Empfangt doch den Für-

ſten heut mit der trefflichen Compoſition von W., die mit dem choralähnlichen Adagio beginnt und, ehe ſie in das Allegro übergeht, den langen doppelpauſigen Halt hat!" ſagte Müller, als wir ihn, wie immer, über die aufzuführende Muſik zu Rathe zogen. „Vergeßt auch die Harfe nicht! ſetzte er hinzu; ſie muß in der Nähe ſeyn, denn ich weiß, daß jede Muſik in Cäcilien die unwiderſtehliche Luſt erweckt, auch mit in die Saiten zu greifen!"

Wir verſprachen ihm dieß alles, baten ihn, unſere Rückkehr vom Feſte nicht zu erwarten, ſich vielmehr ruhig zu Bette zu legen und verließen ihn, indem wir mit unſern Inſtrumenten auf unſern Platz eilten.

Die Freunde des Fürſten hatten zu Cäciliens Empfang alles auf das Sinnigſte vorbereitet. Niemand durfte früher den Platz unter den Linden betreten, ſie ſollte erſt allein ſeyn mit ihrem Vater, wenn ihr

die Wogen der Harmonie entgegen strömten. Nur einzelne Lampen hingen wie feurige Nestchen in den Lindenzweigen und warfen ein magisches Licht herab. An einer Bank, die mit Blumenkränzen überhangen war, lehnte denn auch, Müllers Anweisung gemäß, die Harfe; die übrige Gesellschaft hielt sich auf der nahen Promenade, wir mit dem Orchester standen aber hinter einer dichten Holunder-Hecke.

Die Sonne war längst vor uns im Thale nieder gesunken; hinter den Gebirgen flimmerte, wie bleiches Nordlicht, des Mondes Schimmer herauf; als endlich der Arzt herbeieilte, und das Zeichen gab, daß der Fürst mit seiner Tochter nahe. — Wie aus den Hallen eines Domes der Orgel mächtige Töne den frommen Pilger willkommen heissen, so begrüßten unsre vollen Harmonien Cäcilien, als sie unter die hohen Wölbungen hundertjähriger Linden trat. Gerührt und sichtbar ergriffen blieb sie stehen, hob

die gefalteten Hände wie betend zum Himmel auf, und ſank dann dem Vater entzückt in die Arme. Er führte ſein Kind zu der Blumenbank, und reichte ihr die Harfe. Freudig, als nahe ihr eine Freundin, die, beredter als ſie ſelbſt, ihr Entzücken ausſprechen wolle, nahm ſie das Inſtrument in den Arm, und begleitete, wie ſie es in ihrer Blindheit gern zu thun pflegte, unſere Muſik mit vollen Accorden. — Der lange vollſtimmige Halt, der nicht ſchloß, ſondern zu neuen Erwartungen berechtigte, trat nach dem Adagio ein. — Als die gewöhnliche Pauſe verſtrichen war, that Cäcilie einige auffordernde Griffe in die Harfe, aber noch ſchwiegen wir.

Doch wie wenn der Tag mit ſeinen lauten Lebenstönen endlich ſchweigt, die Nacht mit ihrem Schlaf den großen Halt gebietet, und nur die Mutter an der Wiege ihres kranken Kindes wacht und einſam mit banger zarter Stimme ein Wiegenlied ſingt; ſo be-

ganz jetzt aus einer nahen dunklen Laube, in unbeschreiblich reinen aber bebenden Tönen, eine Violine ihre zarte Melodie. „Vater, das ist er! rief Cäcilie, griff begeistert in ihre Harfe und begleitete sein herrliches Spiel. Wir alle erkannten die liebende Stimme, und wagten nicht, sie mit unsern Instrumenten zu unterbrechen. Sie verloren sich bald in seliges Vergessen, sie begannen wieder ihr Phantasiren, als wären sie allein, und verstanden sich allenthalben leicht und überraschend in ihrer Geisterſprache. — So vollendet, so tief in die Seele eindringend, hatte ich Müllers Spiel noch nie vernommen; so voll und kühn noch keine Begleitung auf der Harfe gehört. Er verlor sich endlich in ein düstres klagendes Moll und griff, nach einem kühnen raschen Gange, leise und kaum vernehmbar in höchster Reinheit einige herrliche Doppelgriffe, die zum Dur überführen sollten. — — Da schwieg aber plötzlich die Geige, und wie auch die Harfe auffordernd weiter klang, sie gab ihr keine Antwort

mehr. — Cäcilie legte das Instrument aus der Hand. „Wo ist er? ich muß ihn sehen, ihn, der mich in meiner Blindheit getröstet!“ rief sie und sprang auf, um selbst nach der Laube hinzueilen. Der Vater hielt sie sanft zurück und sagte dem Arzte einige Worte, der mich dann aufforderte, mit ihm den kranken Freund abzuholen, und ihn dem Fürsten und seiner Tochter vorzustellen. — Wir eilten nach der einsamen Laube hin. Doch, was die Violine nicht mehr vermocht, hatte die Seele siegend ausgeführt, der Uebergang aus dem Moll in das Dur war vollbracht, Müller saß zurückgesunken und todt auf der Rasenbank.

Es wurde dem Fürsten und seiner Tochter verschwiegen. Der Arzt hatte heut einen tiefen Blick in das Herz des Mädchens gethan und ahnete wohl, welchen Eindruck dieser Tod auf ihr Gemüth machen würde. Man sagte ihr: Müller habe nicht gewünscht, daß ihn Cäcilie sehen solle, er habe ihr auf

diese Weise Lebewohl gesagt, und sey auf der Stelle abgereist. Cäcilie stand betroffen, und zerdrückte eine aufsteigende Thräne, aber die übrige Gesellschaft drängte sich nun glückwünschend in ihre Nähe, und das Fest hatte ruhig seinen Fortgang. Unbemerkt ließ ich meinen vollendeten Freund in unsre Wohnung tragen; der theilnehmende Arzt versuchte vergebens seine Kunst; das Leben war entflohn. Als meine Freunde um Mitternacht heimkehrten, und mir Vorwürfe machten, daß ich die Gesellschaft so früh verlassen, führte ich sie an sein Lager und zeigte ihnen den tief Eingeschlafenen.

Am folgenden Morgen kam der Fürst selbst in unsere Wohnung. Der Arzt hatte ihm den Vorfall erzählt, und ihn das zarte Verhältniß überblicken lassen. Er schien ergriffen, und verlangte den Todten zu sehen. Lange betrachtete er schweigend die bleichen freundlichen Züge, dann mußte ich ihm einiges aus Müllers Leben erzählen; er hörte

theilnehmend zu, und drang mir, als ich ſeine arme alte Mutter erwähnte, die nun ihre ſchönſte Hoffnung verloren habe, einen ſehr koſtbaren Brilliantring für ſie auf. Endlich bat er, wir möchten das Begräbniß ganz in der Stille beſorgen laſſen, damit ſeine Tochter nichts davon erfahre. — Wir ſetzten es in der dritten Nacht feſt, und verſchwiegen, um alle Begleitung zu vermeiden, ſorgfältig die Stunde. Nur der junge Geiſtliche des Ortes, den ſeine Liebe zu der Muſik mit uns vertraut gemacht, wollte dem Sarge folgen. Zwei Fackeln leuchteten voran, und nur wir Freunde, unſre Inſtrumente in der Hand, gingen hinter der Bahre her. Aber das Begräbniß war nicht verſchwiegen geblieben; aus den Häuſern, denen wir ſtill vorüberzogen, traten dennoch allenthalben ſchwarzgekleidete Männer und Frauen heraus und ſchloſſen ſich Paarweiſe hinter uns an, während vor dem Sarge die Zahl der Fackelträger ſich vermehrte. So ging der immer wachſende Zug den Bergweg hin-

unter dem Kirchhofe zu. Auf der Spitze eines nahen Felsens, der sein Haupt hoch und unsichtbar in die schwarze Nacht erhob, hatte sich die Kapelle des Fürsten gestellt, und gab uns, wie wir vorüberzogen, mit einem Choral das Geleite. — Der Sarg wurde am Grabe niedergesetzt und noch einmal geöffnet. Da lag der geliebte tief eingeschlafene Freund, seine Violine im Arme. Wir hatten ihm diese treue Freundin mit in den Sarg gegeben. Er glich einem Meister, der am Feierabend das kostbarste Werkzeug in die sichere Schlafkammer trägt. Die Augen aller Anwesenden richteten sich auf den Geistlichen, als forderten sie ihn auf, in ihrem Namen dem Heimgehenden das Lebewohl zu sagen. Auf eine Standrede war er nicht vorbereitet, nur den Segen wollte er über das Grab sprechen; aber die Gewalt des Augenblicks, die Nähe der vielen Menschen, die unaufgefordert hier nur ein Gefühl versammelte, begeisterte ihn, und er sprach folgende Worte.

„Das Konzert des Lebens iſt geendigt. Das Maſtuoſo deiner Geburtsſtunden, das Allegro deiner Jugendzeit, das Andante deiner reifern Jahre, haſt du als ſiegender Künſtler durchgeführt, und der große Meiſter, der allein den tiefen reinen Sinn deiner letzten Cadenz verſtand, wußte wohl, daß nur das Finale der Todtenglocken darauf paſſen würde. Und ſo iſt das Conzert geſchloſſen, die vielen Zuhörer und Mitſpieler, Wünſche und Entſagungen, Freude und Schmerz, Liebe, Hoffnung, Begeiſterung, haben alle den Saal der Bruſt verlaſſen, und der müde Künſtler ſelbſt iſt heimgegangen und hat ſich zur Ruhe gelegt! — Aber er wird nicht wieder erwachen! — Die lange ſchwere Uebung, die ihn zum Meiſter machte, iſt vor dem Tod in zweckloſes Nichts zerfallen; die kundige Hand ruht ſtarr und kalt, und hat ihre Kunſt vergeſſen; die entzückenden himmelreinen Töne ſind alleſammt verhallt — fragt den Weſt, wenn er die reifen Kornfelder wiegt,

wohin er ſie getragen? — An einem ſolchen Sarge hat das Herz manchen Vorwurf für Zeit und Schickſal bereit, und glaubt, daß ſie ihm auf manche kühne Frage die Antwort ſchuldig bleiben werden. Warum, Ihr Gewaltigen, reißt Ihr in Eurem raſtloſen Treiben das Menſchenleben ſo grauſam mit Euch fort? — So innig und tief fühlend, ſo mit Sehnſucht und Liebe die Welt umfaſſend, wie unſre Herzen, findet ihr doch keine jemals wieder; ſoll die Natur nun verödet daſtehen, da wir ihr fehlen? Aber ſie reichen uns die Hand und rufen: Kommt, kommt! wir dürfen nicht zaudern, die Ewigkeit iſt zwar unermeßlich; aber unzählbar, wie ihre Tage, ſind auch die Geſtirne, die wir noch zu durchwandern haben. Kommt und werft das ſchwere Kleid ab, das uns am Aufflug hindert. Die Natur wird nicht hier verödet daſtehn, wenn ſie auch Euch vergeſſen muß. Bringt ihr nicht jeder Frühling tauſend neue Knoſpen, die längſt

ſchon warteten und ſich herandrängen und auch blühn und duften wollen? Kommt, kommt! habt Ihr nicht geliebt und gelebt? warten und drängen ſich hinter Euch nicht auch tauſend aufknoſpende Herzen, die auch die Schönheit der Erde ſehen, die auch lieben und leben wollen, wie Ihr?“

Ein Geräuſch unterbrach ſeine Worte; durch den ſchweigenden Kreis der Umſtehenden drängte ſich eine ſchwarz verhüllte Geſtalt auf den Sarg zu; ſie ſchlug den Schleier haſtig zurück: es war Cäcilie. Dicht am Sarge ſtarrte ſie lange ſprachlos und trocknen Auges die bleichen freundlichen Züge des Geliebten an; ſie legte ihm die Hand auf ſeine Bruſt, als wolle ſie fühlen, ob das Herz denn auch wirklich ſtille ſtehe, und kniete endlich langſam an ihm nieder, küßte ſeine kalte Hand, und mit den kaum hörbaren Worten: „Lebe wohl! Dich hab' ich geliebt!“ nahm ſie ihm die Violine aus dem Arm, und legte ihren Schleier an jene Stelle. Dann ſchied ſie. —

Unter dem Choral: „Befiehl du deine Wege!“ u. ſ. w., den wir Freunde als Abſchieds-Ruf auf unſern Inſtrumenten anſtimmten, ward das Grab geſchloſſen.

Mit dem Anbruch des folgenden Tages reiſte der Fürſt mit ſeiner Tochter ab. — —

Der
Epilog zu Maria Stuart.

1821.

Es hatte bereits fünf Uhr nach Mittag geſchlagen, als Ludwig Weltheim raſch durch das Thor der Stadt Oſtburg ſchreiten wollte, dort aber von zwei Seiten zugleich angehalten ward; denn an dem einen Thorflügel erblickte er die Ankündigung, daß heut im Theater hierſelbſt Schillers Maria Stuart gegeben werden ſolle, und an dem andern ſtand der Thorſchreiber, und forderte ſeinen Paß. Während er letzterem die verlangten Papiere einhändigte, hingen ſeine Augen feſt an dem Komödienzettel, ſo daß er des Thorſchreibers wiederholte Frage nicht eher vernahm, bis ihn dieſer beim Arm ſchüttelte, und ihm ernſtlich zurief:

„Sind Sie denn taub? — Ich kann aus Ihren Papieren nicht klug werden. Hier ſteht: Sie wären ein Bühnen-Dichter! was iſt das für ein Métier? — der-

gleichen giebts in unſrem Orte nicht, mithin finden Sie hier keine Arbeit; machen Sie, daß Sie gerade durch gehen, und ſprechen Sie nicht etwa in den Bürgerhäuſern an! —"

„Empfinge mich hier nicht Maria Stuart ſelbſt, entgegnete Weltheim, um mich in den Tempel der Kunſt zu führen, wahrlich, ich müßte glauben, an dem Thore des Erebus zu ſtehen, wo man von der Oberwelt nichts weiß. Wie, Herr! Sie fragen mich, was ein Bühnen-Dichter ſey? Sie, der Sie ſelbſt eine Art von Scribent ſind, und beſonders an Wochen-Markttagen gewiß manche höchſt dramatiſche Darſtellung ſchon hier am Stadtthore geben, um die ich Sie beiher wohl beneiden möchte. Schauen Sie doch hin auf den Zettel, welcher der Schottiſchen Königin Namen trägt: was leſen Sie darunter? „Ein Trauerſpiel von Schiller!" alſo von Schiller! Sehen Sie, ſo ſtand auch mein Name unter manchem König- und Fürſten-Titel an den Thoren der Städte angeſchlagen!"

„Ja, nun verſteh' ich's! ſprach der Thor-

schreiber lächelnd: der Herr sind ein Komödiant, und spielen die Könige und Fürsten. Nun da gehen Sie in Gottesnamen, Sie werden hier Arbeit finden. Aber das will ich Ihnen voraus sagen, den Schotten bekommen Sie nicht zu spielen, denn vor acht Tagen ist die berühmte Mamsell Perle hier eingetroffen, um — —

„Wie? rief Weltheim begeistert: Die Perle ist hier, und giebt Gastrollen? und Sie halten mich länger noch am Hafen auf, während das Volk gewiß schon wie die Fluth des Meeres nach dem Schauspielhause strömt? — Leben Sie wohl! ich tauche mich in die Wogen, um die kostbare Perle zu finden! — Leben Sie wohl!" —

Unser fahrender Poet, Ludwig Weltheim, war vor kurzem wirklich noch Theater-Dichter bei der Hofschauspieler-Gesellschaft eines benachbarten Fürsten gewesen, welcher das Schauspiel ganz besonders liebte, deshalb bedeutende Summen zu seiner Ausstattung

verwendet, und tüchtige Künstler angestellt hatte. Dennoch geschah es oft, daß der Fürst das Haus, und zwar vorzüglich, wenn Trauerspiele gegeben wurden, unbefriedigt, ja bisweilen in einer höchst widrigen Stimmung verließ, und sich dann den übrigen langen Abend mit einem bösen Humor herumplagen mußte. Er klagte dieß endlich seinem Günstling, befahl ihm, Rath zu schaffen, und vor allen Dingen doch einmal in den alten Griechen nachzulesen, von denen man auch in Betreff dieser Kunst so viel Aufhebens mache, um zu sehen, wie es denn damals hergegangen sey, und was sie denn eigentlich von der Sache gehalten.

Der Günstling verstand aber die griechische Sprache nicht, was er jedoch zu gestehen sich schämte, und durchlas deshalb mit großer Aufmerksamkeit die laufenden Tagesblätter, weil er nicht zweifelte, daß in dieser Alles umfassenden recht eigentlichen Universal-Lectüre auch über die Griechen manches Belehrende zu finden seyn werde. Seine Hoffnung betrog ihn auch nicht;

triumphirend eilte er zu seinem Fürsten und rief:

„Ich hab' es gefunden, Durchlauchtigster! Ich hab' es! Aristoteles ist unser Mann; vernehmen Sie die Stelle, die ich so eben aus ihm übersetzt, sie lautet also:

„Die Verwandlung des Glücks in Unglück, muß auf der Bühne nicht in „Beziehung auf tugendhafte Charaktere „vorgestellt werden, denn dieß erregt „weder Furcht noch Mitleid, sondern „ist anstößig!"

Nun, was sagen Sie? liegt hierin nicht der Hund begraben? — befolgen denn unsre Dichter dieses Gesetz? führen sie in ihren Tragödien nicht vielmehr die Unschuld zum Tode? O das ist grausam, gräßlich, ungerecht! Was Wunder, wenn ein so gerechtigkeitsliebender weiser Fürst dadurch aufs Höchste indignirt wird!"

Der Fürst gab ihm recht, und lobte die tiefe Einsicht seines Günstlings. Als er aber weitern Rath von ihm begehrte, überzeugte ihn jener, daß die Sache eigentlich

in das Justiz-Fach schlage. Es wurde mithin das Gutachten des Justiz-Ministers verlangt, welches dahin ging, daß man eine Commission niedersetzen möchte, welche die aufzuführenden Tragödien erst juristisch prüfen, und über die im Conflikt begriffenen Personen Urtheil sprechen solle. Der Spruch selbst müsse dann dem bei hiesiger Bühne angestellten Theaterdichter zur Nachachtung und Vollziehung zugefertigt werden.

Das gefiel dem Fürsten wohl; er dankte seinem Minister für den klugen Rath, übertrug ihm das Präsidium bei dieser Tragödien-Criminal-Commission, und befahl ihm Strenge und Eil!

Der Minister war ein großer Criminalist, und nahm die berühmtesten Tragödien zuerst in ein scharfes Verhör. So ward denn z. B. in Romeo und Julia die letztere für völlig schuldlos erklärt, und ihr bloß, wegen der hinter dem Rücken der Eltern vollzogenen Vermählung, als welche jedoch mit dem Tode nicht zu bestrafen sey, eine Buße aufgelegt; die Amme als Haupt-

mitschuldige ganz verabschiedet, dem Romeo aber wegen des an Tibalt begangenen Mordes, der Tod zuerkannt.

Mit Emilia Gallotti nahm man es besonders genau, da man eine Stelle in Lessings Schriften gefunden haben wollte, worin er selbst sagte:

„Man müsse keinen ganz guten Men„schen ohne alles eig'ne Verschulden in „der Tragödie unglücklich werden las„sen, denn so etwas sey gräßlich und „daher untragisch!"

Die Criminal-Commission meinte nun, daß er gegen diesen Satz stark verstoßen, und hier auf einem faulen Pferde gesessen habe, indem an seiner Emilia Gallotti auch nicht die kleinste Schuld aufzufinden sey, vielmehr das im vorletzten Auftritt enthaltene Bekenntniß ihres zu heißen Blutes gar nicht zu Protokoll hätte genommen werden sollen. Emilia ward daher einstimmig frei gesprochen, Marinelli aber wegen des Mordes des Grafen Appiani zum Tode verurtheilt; gegen den fliehenden Banditen ein Steckbrief

erlaſſen, und dem alten Odoardo angerathen, daß er, ſtatt einen Mord an ſeiner Tochter zu begehen, ſich lieber mit ihr in anderer Herren Länder begeben möchte, wo ihre Unſchuld ſicherer ſey.

Auf dieſe Weiſe verfuhr man denn mit mehreren Tragödien, und forderte von dem Theater-Dichter, daß ſeine Feder die Urtheilſprüche an ihnen nun vollziehen ſollte.

Weltheim proteſtirte zwar Anfangs geradezu dagegen, und behauptete, daß man den alten Grtechen, und das, was er eigentlich unter Unglück gemeint, wohl ganz falſch verſtanden habe, und daß eben für den Tugendhaften der Tod nicht immer ein Unglück, oder eine Strafe ſey. Er behauptete vielmehr, der Menſch mit ſeiner Seele voll Liebe und Hoffnung, wäre ja nicht blos ein Bürger dieſer Erde, und wie ein Fürſt, der mehrere Länder beſitze, einen Menſchen, den er beſonders liebe und vor den Nachſtellungen ſeiner Feinde ſchützen wolle, aus ächt väterlicher Fürſorge wohl aus einem Lande in das andere verſetzen könne, ohne

den Vorwurf auf sich zu laden: er habe den Schuldlosen des Landes verwiesen! so sende eine höhere Macht der bedrängten Unschuld und Liebe oft den Tod zu Hülfe, um sie in ihr eigentliches Vaterland zu führen und ihr so den Sieg zu gewähren über menschliche Anmaßung und Gewalt! —

Als man aber auf diese Protestation gar keine Rücksicht nahm, dem Tode keinen Defensor verstatten wollte, und den Dichter vielmehr streng auf seine Pflicht verwieß, weshalb dieser denn nun endlich die Feder wirklich anzusetzen wagte, so erging es ihm noch weit übler; denn Lessings Schatten schritt ihm drohend vorüber, Shakespeare gab ihm im Traume je zuweilen wohl gar einen Nasenstüber, und Aristoteles setzte ihm das kritische Messer, wie ein Richtschwert, an den Hals. —

Da zerriß er die Feder und bat den Fürsten um seine Entlassung! —

Frei wie der Vogel, der in den Zweigen singt, zog er hinaus in die Welt, wo wir ihn denn so eben in das Theater zu Ostburg

haben gehen ſehen, um der Vorſtellung der Maria Stuart beizuwohnen.

Demoiſelle Perle ſtellte die unglückliche Königin in großer Vollendung dar; nicht minder vortrefflich ward von Madame Baum die Rolle der Eliſabeth gegeben. Aber Mortimers Geiſt ſchien allenthalben im Hauſe umzugehen, und das Publikum nur für die Erſtere Augen und Ohren zu haben. Eliſabeth trat auch nicht wieder auf, nachdem Maria zum Tode abgeführt worden war, ſondern das Stück ſchloß mit dem zehnten Auftritt des fünften Aktes, in welchem Leiceſter bei der Viſion von ihrer Hinrichtung zu Boden ſtürzt. Darüber entſtand zwar theilweiſe ein Gemurre, es verhallte jedoch bald unter den allgemeinen Beifallsbezeugungen, als man die begünſtigte Künſtlerin herausrief.

Begeiſtert von der Schönheit und dem trefflichen Spiel der Perle, jedoch auch vom Hunger auf das höchſte gepeinigt, eilte

unſer Weltheim, ein Kaffeehaus aufzuſuchen, ſetzte ſich hier in eine Ecke des Zimmers, und ergriff, nachdem er ſich an Speiſe und Wein gelabt, ſeine Briefſtaſche, um ein Sonnett zum Lobe der gefeierten Künſtlerin nieder zu ſchreiben, welches er in öffentliche Blätter einrücken zu laſſen, und ſich auf dieſe Weiſe zugleich ſelbſt als Dichter zu empfehlen gedachte; denn eben hier bei dieſer Bühne hoffte und wünſchte er ja wieder eine Anſtellung. Noch aber waren die erſten Zeilen kaum entworfen, als es im Saale lauter wurde, und er einen ſtattlichen Mann mit mehreren andern in einem Wortwechſel begriffen ſah. Man ſagte ihm, es ſey dieß der hieſige Schauſpieldirektor; er ſuchte ſich daher den Streitenden zu nähern, um den Grund ihrer Uneinigkeit zu vernehmen.

„Sagen Sie mir, Herr Direktor! ſprach ein ältlicher Mann: bleibt denn der Leiceſter dort wirklich todt auf dem Fleck liegen, oder rappelt er ſich wieder auf und geht zur Eliſabeth? Das ſollte man doch noch erfahren haben! —

„Er steht zwar wieder von seiner Ohnmacht auf, mein Herr Forstmeister, aber er entflieht nach Frankreich!“ antwortete der Direktor. Die letzten Scenen des Stückes besagen dieß; haben Sie die Gewogenheit sie selbst nachzulesen: wir haben sie für diesmal gestrichen!“

„Ei Herr! Sie dürfen es Sich gar nicht unterfangen, den Dichter auf diese Weise zu verkürzen und zu verhunzen! fiel ein anderer ein. Der Schiller war ein ganzer Mann, und wußte wohl, daß nach Maria's Abführung zum Tode, dem über diesen Gewaltschritt empörten Zuschauer, das Bild der gequälten verlassenen Elisabeth mit auf den Weg hinaus gegeben werden müsse. Man läßt es sich ja wohl gefallen, daß die Gewalt als ihre Selbstrichterin auftritt, und durch den Untergang anderer den Sieg über äussere Verhältnisse begründet, wenn man sie daneben nur auch vor dem Herzen in ihrer Ohnmacht stehen sieht. Und das haben Sie uns genommen, und uns

mit einem gallebittern Gefühl nach Hauſe geſchickt!“

Aber mein Himmel! entgegnete der Director: wer iſt denn anders daran Schuld, als das verehrte Publicum? War das nicht ein Stuhlrücken und Thürzuwerfen, als wir vor vier Tagen die Perle als Maria abgeführt hatten? — Man konnte die Eliſabeth in den letzten Scenen ja kaum mehr verſtehen! Da erklärte unſre brave Madame Baum denn wohl mit Recht, daß ſie bei Wiederholung des Stückes zuletzt nicht noch einmal wieder auftreten werde, weil für ſie das Publicum keine Aufmerkſamkeit gezeigt, ſondern, daß das Stück mit dem Monologe Leiceſters ſchließen müſſe!“

„Das hätten Sie aber nicht zugeben ſollen! ſagte ein Officier: Sie ſind Direktor, und die wenigen, die das Wagengedränge fürchten, oder ihre Suppe zu Hauſe nicht kalt werden laſſen wollen, machen noch nicht das Publicum aus. In England müſſen die Künſtler die ſchönſten Stellen wiederholen, wenn auch ein Theil des Publicums

mit Lärmen dagegen protestirt. So wollen wir's hier auch haben. Ich bezahle mein Billet und will mich durch unzeitige Stuhlrücker nicht um meinen Genuß bringen lassen!"

„Ach!" sprach der Direktor: „führten Sie doch vor der englischen, erst die französische Sitte hier ein, wo selbst das Pochen des werthen Publicums nur Beifall bedeutet. Was soll ich denn aber machen, wenn die Schauspielerin nicht spielen will, und sich für beleidigt hält? — ich kann's ihr nicht abbitten, kann's ihr auch nicht ausreden, und entlassen darf ich sie auch nicht, denn es ist ja unsere erste Künstlerin; und wenn die liebe Perle nur erst vorübergeschwommen seyn wird, dann wird der Baum auch schon wieder duftende Blüthen treiben!"

Viele lachten, der Officier entgegnete aber ernst: Wir wollen den Genuß vollständig haben, und halten uns deshalb an Sie, mein Herr! Wie ich vernommen, soll in wenig Tagen Demoiselle Perle in ihrer heutigen Rolle noch einmal auftreten. Wohl,

das ist erwünscht. Verhunzen Sie uns aber das Stück nicht wieder so wie heut, sonst sollen Sie selbst, Sie allein, ausgepfiffen werden! Verstehen Sie mich?" —

Verstanden hatte es der Direktor allerdings, aber mit einem Blick, als vernehme er bereits das Pfeiffen, setzte er sich an das Ecktischchen, an welchem unser Weltheim seinen Platz wieder gesucht hatte, rief nach einer Flasche Champagner, und nachdem er den Pfropf an die Decke gesprengt, und einige Gläser schnell hinabgestürzt hatte, schlug er die Arme in einander, blickte kühn in den Saal, und murmelte vor sich hin:

„Will Keiner trinken? Keiner lachen?
„Ich will Euch lehren, Gesichter machen!"

Die erhabene Stimmung dieses für ihn wichtigen Mannes, benutzte unser Dichter, sich ihm vorzustellen, — ihm das Verfahren der Tragödien-Criminal-Commission in dem benachbarten Staate, und seine dadurch bedenklich gewordene Lage zu schildern, und ihm als Probe seiner Geschicklichkeit das

eben vollendete Sonnett an die jungfräuliche Perle mitzutheilen.

„Ei, sehen Sie! Herr Ludwig Weltheim!“ sprach der Direktor mit einem Bückling: „O, ich habe die Ehre, Ihren Namen schon rühmlich zu kennen. Vielleicht könnten Sie uns recht willkommen seyn, aber ehe wir ein Wort weiter davon sprechen, Verehrter, müssen Sie mir erst dieß Sonnett wieder zerreißen. Glauben Sie mir, mit solchen Reimereien schreibt sich der Teufel eben in die Stammbücher! Herr, wenn das Ding in den Zeitungen erschiene, ich wäre ja gewärtig, die Maria Stuart das nächstemal ganz ohne Elisabeth geben zu müssen. — Nein, Freundchen! wollen Sie mir eine Probe Ihrer Kunst geben, so helfen Sie mir hier aus der Verlegenheit. Es wird Ihnen nicht entgangen seyn, wie die Tabackschmaucher dort mich vorhin mit Recensenten-Wuth anzufallen, ja mir sogar zu drohen sich erlaubt haben, und man darf ihnen auch leider nicht trauen; sehen Sie nur hin: hat der eine nicht von Natur

ſchon einen verdammt ſpitzigen Mund? der pfeift lieber, als er lacht. Schaffen Sie Rath, Herr Dichter! Machen Sie, daß weder Publicum noch Künſtler disjuſtirt werden, und ſtutzen Sie mir den Schiller ein bischen ordentlich zu!“

„Nein, für das letztere behüte mich Gott! rief Weltheim! Aber allen zu gnügen, und auch den Dichter in Ehren zu laſſen, das macht allerdings die Aufgabe reizend! Wohlan, wir wollen verſuchen, und wenn es nun gelingt?“ — —

„Dann ſind Sie der Unſrige!“ fiel der Director freudig ein, beſtellte noch eine Flaſche Champagner, trank ſie mit dem Dichter aus, und bot dieſem einſtweilen ein Stübchen in ſeinem Hauſe an.

Auf dem nächſten Komödien-Zettel, welcher die Aufführung der Maria Stuart, und in dieſer Rolle das abermalige Gaſtſpiel der Dem. Perle verkündigte, las man in einer Nota folgendes:

„Das Stück wird diesmal mit
„einem Epilog von dem beliebten Dich-
„ter Ludwig Weltheim schließen. Ein
„verehrtes Publicum wird deshalb ganz
„bescheiden gebeten, sowohl das Stuhl-
„rücken, als auch die Aeußerungen des
„Final-Urtheils so lange ausgesetzt
„seyn zu lassen, bis auch dieser Epilog
„abgehalten seyn wird!"

Das machte die Leute neugierig, und das Haus gedrängt voll. Die Vorstellung war überdieß eine der vollendetsten. — Maria ward endlich zum Tode abgeführt — Leicester blieb zurück; zu ihm herauf stieg das dumpfe Getöse der Gewaltthat; und als er mit den Worten:

„Sie wird entkleidet — horch! der
Schemmel wird
„Gerückt — Sie kniet aufs Kissen —
legt das Haupt" — —

sinnlos zu Boden stürzte, fiel der Vorhang!

Eine tiefe Stille herrschte im ganzen Hause; das Orchester gab ein kurzes choral-

ähnliches Muſikſtück; und der Epilog begann folgender Geſtalt:

Der Vorhang geht langſam auf. Die Bühne zeigt eine dunkle Vorhalle. Clio, die Muſe der Geſchichte, auf der einen Seite an einem Tiſch ſitzend, iſt mit Pergamentrollen beſchäftigt. Nach kurzer Pauſe eilt ein Jüngling von der andern Seite in die Halle.

Jüngling, zu Clio.

Ich flieh' zu dir! du ſollſt mir Wahrheit geben!
Warum mußt' ich Melpomenen vertraun?
Sie rief mich aus dem ſtillen Bürgerleben,
Den Kampf um eine Krone anzuſchaun.
Ich fühlt' und ſah der Liebe redlich Streben,
Der Eiferſucht, des Haſſes heimlich Graun,
Der Sehnſucht ſtilles inniges Erglühen
Auf Wolken ſegelnd, mit ihr heim zu ziehen!

Doch die Gewalt behielt das Schwert zu Händen,
Die Liebe ſank, — die Wolken flohn dahin! —
Marien durfte Niemand Hülfe ſenden,
Eliſabeth blieb ihre Richterin,

Da konnt' es anders nicht, als blutig enden! —
O gieb mir Licht! beruh'ge meinen Sinn! —
Ist's möglich, daß die Blume so gebrochen?
Und daß kein Richter, der die That gerochen? —

Clio.

Was dir die Schwester gezeigt, geschah.
Eh' sie es darzustellen gewagt,
Hat sie bescheiden erst mich gefragt,
Und auf dem Pergament stehts da! —
Nur das kräftige, reichere Leben,
Hat sie, ihrer Macht bewußt,
Aus der eignen tiefen Brust
Den Gestalten selbst gegeben;
Und die längst zerstaubten Herzen
Aus der Vorzeit fester Gruft
Zu erneuten Kampfes-Schmerzen
Wieder wach gerufen.
Doch beruh'ge dich, denn schon
Sind Jahrhunderte entwichen,
Seit den Streit, den fürchterlichen,
Um den blutbespritzten Thron,

Längſt der Tod hat ausgeglichen,
Seit die beiden Feindinnen
Ruh'n in einer ſchweſterlichen
Nähe, ungeſtört, auf daß
Sie vergeſſen Schmerz und Haß.
Und indeß ein Richter dort
Ihre Thaten wird ermeſſen,
Hat die Nachwelt fort und fort
Zu Gericht hier ſchon geſeſſen.

Jüngling.

Was kümmert ſolch ein Weib die ſpätre Welt,
Genießt ſie nur die Frucht von ihrem Haſſen! —
Warum ward ihr kein Richter hier beſtellt?
Warum die blut'ge That ihr zugelaſſen? —
Wie einſt der Spruch des ew'gen Richters fällt,
Vermag das enge Herz hier nicht zu faſſen.
Soll ich der Stimme der Verheißung trauen,
Will ich mit Augen die Vergeltung ſchauen!

Clio.

Vermeßner! Wohl! du ſollſt ſie ſehen!

Du haſt Marien nah geſtanden,
Als zum Schaffot ſie mußte gehen.
Da ſchien ſie frei von irdiſchen Banden
Gleich einer erwählten Himmelsbraut.
Wer aber ihr frühers Leben geſchaut
Vom Gift der Sünde, vom Morde befleckt,
Nicht hätt' es das Mitleid in ihm erweckt.
Doch ſchwere Leiden läutern die Seele,
Und lange Reue verſühnt die Fehle.
Jetzt aber führ' ich dich, verwegner Frager,
Auch zu der Feindin Sterbelager. —
Schau hin! — Auf mein Gebot entweiche
Der Schleier! Was erblickſt du nun?

Der hintere dunkle Vorhang hebt ſich, und man erblickt dasjenige wirklich vorgehen, was im folgenden Dialog ausgeſprochen wird.

Jüngling.

Dort ſeh' ich eine verfall'ne bleiche
Geſtalt matt auf den Kiſſen ruhn.
Mit ſtarren Augen auf den Boden blicken,
Und feſt den Finger auf die Lippen drücken.

Clio.

Das iſt die ſtolze, glückliche und reiche

Eliſabeth. Der Tod kommt, anzufragen,
Ob ſie der Krone endlich will entſagen?

Jüngling.

Wer iſt der Mann? er will ihr ſorgſam nahn,
Sie aber winkt ihm, daß er ſich entferne.

Clio.

Es iſt der Arzt. Sie will nichts mehr empfahn,
Was Menſchenkunſt gewährt; ſie ſtürbe gern,
Allein noch bricht das heiße Auge nicht.

Jüngling.

Dort kniet ein anderer im Hintergrunde,
Sie aber wendet von ihm das Geſicht.

Clio.

Der Beichtiger naht in der letzten Stunde,
Allein ſie faßt nicht, was er tröſtend ſpricht.
Wer nur ein Kind der Gegenwart geblieben,
Dem kommt im Tod zu ſpät ein Troſt von drüben.

Jüngling.

Der Nebel, der den Grund der Halle füllte,

Zieht wolkig jetzt zu ihr heran,
Und zeigt, als ob er einen Traum enthüllte,
Ihr einen stattlich reichgeschmückten Mann.
Es langen schwarze Krallen nach ihm hin,
Schon haben sie ihn fast erreicht,
Doch furchtlos steht er vor der Königin,
Indem er einen Ring ihr zeigt.

Clio.

Es ist Graf Esser, ihre letzte Liebe,
Der den verhängnißvollen Ring,
Daß er ein Zeugniß fester Treue bliebe,
Einst von Elisabeth empfing.

„Hab' ich, spricht er, den Ring dir nicht gesendet,
„Als deine Hand das Urtheil unterschrieb?
„Und doch hast du den Streich nicht abgewendet,
„Nein! selbst die Liebe hattest du nicht lieb!
„Sie konnten nicht den Ring dir unterschlagen,
„Hätt'st du vermocht, mich selbst darnach zu fragen.

„Ich habe liebend dir vertraut vor allen,
„Stirb nun verlassen! — denn ich bin gefallen!"

Jüngling.

Ha! wie sie schaudert! — wie die welken Hände
Krampfhaft verhüllen ihren Blick! —
Da hat der Traum ein Ende,
Und die Erscheinung sinkt zurück.
Doch wieder öffnet sich der Wolken-Schoß,
Ein neues Traumbild uns zu zeigen.
Den schönsten Nacken, seiner Hülle blos,
Seh ich auf einen schwarzen Block sich beugen,
Und drüber schwingt in ungemeßner Eile
Ein Arm sich auf mit einem blanken Beile.

Clio.

Es ist Maria's Bild; mit ernster Mahnung
Tritt vor die Sterbende es hin,
Und fragt: Sagt dir noch keine Ahnung,
Wer von uns stirbt als Siegerin?

Jüngling.

Elisabeth streckt ihr die Arm' entgegen!

Clio.

Ja! in der Todesangſt ruft ſie zu ihr:
Laß mich ſtatt deiner auf den Block mich legen,
Und ſtirb ſtatt meiner auf dem Kiſſen hier!"

Jüngling.

Und dem Schaffot vorüber ziehn Geſtalten,
Verfallne, und von Feſſeln ſchwer gebeugt,
Und eine Schrift ſeh ich ſie halten,
Die man der Kranken drohend zeigt.

Clio.

Das ſind die Räthe, die ihr treu gerathen,
Die ſtreng gehorchten ihrer Königin.
Und dennoch warf die Frucht der blut'gen Thaten
Die Undankbare ihnen einzig hin.
Verweiſung, Kerker, mußten ſie ertragen,
Auf daß die Mit- und Nachwelt möge ſagen:
„Nur dieſe, dieſe haben es verſchuldet,
„Was Eſſex und Maria einſt erduldet,
„Eliſabeth befahl es nicht!"
Sie aber fordern jetzt ſie vor Gericht,

Und sprechen: „Diese Schrift ist doch geblieben!
„Nicht wir, — du hast das Urtheil unterschrieben!“

Jüngling.

Es fällt das Beil! verschwunden ist das Bild!
Die Kranke sinkt, wie selbst davon getroffen!
Es ist genug!

Clio.

Ihr Schicksal ist erfüllt!
Sie ist verschieden, — ohne Lieb' und Hoffen! —

Der Vorhang im Hintergrunde sinkt.

Clio.

Wie? Jüngling! fragst du noch verwegen,
Wo denn hienieden die Vergeltung wohnt?
Mußt du dich auf das letzte Kissen legen,
Dann wird der innre Richter schon sich regen,
Der unerbittlich straft und lohnt.
So geh, und fürchte einzig sein Gericht!
Das Leben ist der Güter höchstes nicht;
Der größte Muth beruht in der Geduld;

Die Unschuld spottet selbst der Todesstrafen.
Der Uebel größtes aber bleibt die Schuld,
Denn in der Seele will der Wurm nie schlafen!

Der Vorhang fiel! — Stürmender Beifall erfüllte das Haus. Der Dichter und der Direktor, beide wurden gerufen. Als sie erschienen, tönte es von allen Seiten: „Hierbleiben! der Dichter soll hierbleiben!" Da sanken die beiden Gepriesenen, zum Zeugniß ihres Einverständnisses, unter dem lauten Bravorufen der Menge sich in die Arme, und als der Vorhang ihre Umarmung wieder verdeckt hatte, sprach der Direktor:

„Freund, Sie sind nun der Unsrige! aber vor allen Dingen lassen Sie uns erst Champagner trinken! „Schiller wird uns die Sünde vergeben!"

Gedichte.

Vaterland und Liebe.

1797.

Weit dort hinter jenen Wolkenwogen,
Wo der Berge ferner Wipfel raucht,
Der, mit einem Purpursaum umzogen,
In Aurora's Morgenglut sich taucht;
Weit sind dort die glücklichen Gefilde,
Wo ich meine Kindheit einst verlebt,
Wo der Zukunft reitzende Gebilde
Mich in süße Träume oft gewebt.

Blumen blühten dort auf meinen Wegen,
Und entzückt ging keiner ich vorbei,
Eilte, jede an mein Herz zu legen,
Daß sie nicht umsonst gebrochen sey.
Jeden drückt' ich an die Brust voll Liebe,
Glaubte alle gut, wie mich, und rein,
Und daß keinem noch ein Seufzer bliebe,
Wollt' ich jedes Freund und Retter seyn.

Aber ach! des Schickſals ſtrenger Wille
Rief gar bald mich in die Welt hinaus.
Kindlich weinend folgt' ich bang und ſtille:
Lebe wohl! du theures Vaterhaus!
Lebe wohl! du Hain, der ſeine Schatten
Oft zu meinem Nachen niederbog!
Und du Spreea! die auf grünen Matten
Mich, das Kind, zum Jüngling auferzog.

Doch mir bangte nicht nach meinem Lande,
Denn bald reichte Liebe mir die Hand,
Und ich träumt' an ihrem Blumenſtrande
Bald von einem neuen Vaterland.
Treu und freudig folgt' ich ihren Spuren,
Rein und innig ihrem ſüßen Ruf,
Sah entzückt, wie ſelbſt die öden Fluren
Ihr Gebot zu Paradieſen ſchuf.

Aber ſieh! — wer weicht von meiner Seite?
Liebe, kannſt du wirklich treulos ſeyn?
Folgt' ich dir nicht in die fremde Weite?
Und du gehſt und läßt mich jetzt allein!
Ja, ſie flieht — ſie flieht auf leichten
Schwingen,

Wie ein Traumbild, wenn der Tag erwacht,
Und der Freundschaft sanfte Strahlen dringen
Nur noch schwach durch tiefe Mitternacht.

Ihr, dort hinter jenen Wolkenwogen,
Wo der Berge ferner Wipfel raucht,
Der mit einem Purpursaum umzogen,
In Aurorens Morgengluth sich taucht;
Rettet mich von dieser öden Klippe,
Führt zurück mich in mein glücklich Land;
Oder Freund, du, mit der ernsten Hippe,
Reiche du mir tröstend deine Hand!

L u n a.

1801.

Lieblich von des Berges Höhen
Strahlst du, Freundin stiller Nacht,
Sanft und leise ist dein Gehen
Und dein Kleid ist Feuertracht.
„Freundlich schein' ich, doch im Herzen
„Blutend, trag' ich heiße Schmerzen,
„Von der Liebe angefacht!"

Wie des Stromes Silberwellen
Dort mit deinem Bild entfliehn,
Wie aus jenen Waſſerfällen
Tauſend goldne Funken ſprühn!
„In der Bäche blaue Fluthen
„Will ich kühlen meine Gluthen,
„Die doch ewig werden glühn!“

Wie der Schwan, wenn ihm der Flügel
Unterm Hauch des Weſtes ſchwillt,
Ruhſt du auf des Meeres Spiegel
Siehſt dich dort ſo hold und mild.
„Ach auch hier ſuch' mit getrübten
„Blicken ich den Vielgeliebten,
„Finde nur mein eigen Bild.

Tröſterin in ernſten Stunden,
Weile! warum eilſt du ſchon?
Eh du deinen Freund gefunden
Schleichſt du leiſen Tritts davon?
„Suchensmüde ſink' ich nieder —
„Treulich komm' ich morgen wieder, —
„Finde nie Endymion.

Zu Schiffe.

1801.

Trage mich auf deinem Rücken,
Schiffchen, hin zum fernen Strand;
Nur mit diesen nassen Blicken
Häng' ich noch am Vaterland.
Die vertrauten Berge winken
Noch mit ihrem Nebelhaupt,
Wenn auch sie die Wogen trinken,
Dann ist alles mir geraubt.

Weht, ihr Winde! laßt uns fliegen,
Unaufhaltsam Nacht und Tag
Durch der Wogen schäumend Wiegen
Dem verlornen Frieden nach.
Hinter mir wirds nächtlich trübe,
Wolken thürmen hoch sich dort,
Und des Herzens heiße Liebe
Treibt mich aus der Heimath fort.

Ja, ich will das Bild vergessen,
Das mein ganzes Herz gewann,

Meer und Land will ich durchmeſſen,
Bis mir's nicht mehr folgen kann.
Oder ſtillt des Herzens Gluthen
Nicht der Zeiten Allgewalt —
Stürmt dann Winde! tobt dann Fluthen!
Und verſchlingt mein Schifflein bald.

Eliſa in der Neujahrs-Nacht.

1804.

Es ſchläft die öde Flur in tiefer Feier,
Da nahet ſich, mit Geiſtern aufgewacht,
Des Jahres letzte Stund' im Todtenſchleier
Der kalten ernſten Mitternacht.
Noch ſummt, auf dem bemoosten Kloſter-
thurme
Der Seiger, der ſie ausgeſchlagen hat,
Und nun verweht ſie in der Zeiten Stürme
Ein herbſtliches, verwelktes Blatt! —

Eliſa kniet in ihrer ſtillen Zelle
Vor dem Gekreuzigten mit ihrem Schmerz,

Und widmet hier an einsam heil'ger Stelle
Dem Himmel das gebrochne, arme Herz.
Noch einmal sieht sie in der Vorzeit Spiegel
Sich in des Lebens buntem Farbenkleid,
Noch einmal zieht auf leisem Geisterflügel
Vorbei ihr die entflohne Seligkeit.
Noch einmal streckt sie ihre schönen Arme
Nach der Erinnrung theuerstem Gebild,
Daß es noch einmal an der Brust erwarme,
Die es mit heißer Liebe ganz erfüllt.
Und nun: „Hör' auf zu bluten, Herzenswunde!
„Hör' auf! und alles was mir theuer war,
„Nimm hin mit dir, des Jahres letzte Stunde,
„Und leg' es auf der Ewigkeit Altar.
„Schweigt nun, des liebekranken Herzens Sorgen!
„Denn eh' der Morgenhimmel wieder graut,
„Liegt hinter mir die schöne Welt verborgen,
„Bin ich des Himmels auserwählte Braut!"
So spricht sie, drückt mit bangem Herzenspochen
Auf's Kruzifix das glühende Gesicht.

Das kalte Bild benetzen heiße Tropfen,
Es fühlt die Thränen, fühlt die Küsse nicht.

Doch horch! da klopft es leis' an's kleine Fenster. —
Elisa lauscht, erschrocken bebt das Herz: —
Wer naht sich in der Stunde der Gespenster,
Und stört mich in dem süßen Schmerz?" —

„„Die Freude ist's, sie kommt auf leichten Schwingen,
„„Will frische Blumen streun auf deinen Lauf,
„„Will dir zum neuen Jahr Geschenke bringen,
„„Drum, holdes Mädchen, thu' die Zelle auf.""

„Nein! fliehe hin! — für dich, du Ungetreue
„War offen stets dieß unbefangne Herz; —
„Doch du entflohst! — Du täuschest mich auf's neue! —

„Geh hin! laß mir den treuern Freund, —
den Schmerz!“

Sie flieht. — — Da klopft es wieder
an der Zelle. — —

„Wer kommt von neuem in der dunklen
Nacht?“

„„Hold lächelnd steht die Lieb' auf dei-
ner Schwelle,
„„Und bittet die Geliebte: Aufgemacht!““

„Auch du zieh' hin! du sollst mir nichts
mehr rauben!
„Ich kenne dich, wie du das Herz bethörst;
„Du reichst ihm nur den kindlich heil'gen
Glauben,
„Damit du sichrer seine Ruh' zerstörst.
„Einst träumt' ich mich an deiner Brust
vergöttert,
„Einst hab' ich willig deinem Schwur
geglaubt;
„Doch deine Rosen sind schon längst ent-
blättert! —
„Nur ihre Dornen drücken noch mein
Haupt!“

„„So hoffe! — Sieh, die Zukunft ſteht dir offen!““
So ſprach die Hoffnung! „„Auch ich bin dir nah!““

„Ich hoffe nicht! — Der hat nichts mehr zu hoffen,
„Der alles in der Fluth verſinken ſah!
„Seht dieſen Roſenkranz, ſtatt eurer Kränze,
„Statt deines Ankers, dieſes Kreuz auf's Herz,
„Die kalte Zelle, ſtatt der Laub' im Lenze,
„Statt Lieb' und Freude, tiefen Gram und Schmerz.
„So will ich dulden, hier am heil'gen Orte,
„Drum flieht, und nimmer ſollt ihr wieder nahn!“

Sie floh'n! — — Da klopft es wieder an der Pforte
Und drang mit immer ſtärkern Schlägen an.
„„Erzittre nicht, thu' auf die ſtille Zelle,
„„Zwei ernſte Pilger treten zu dir ein.
„„Der Tod und die Geduld ſtehn auf der Schwelle,

„„Und wollen deine letzten Freunde
seyn!““ —
„O seyd willkommen! — Euch will ich
vertrauen!
„Geduld, an deine Brust schmieg' ich
mich fest,
„Lehr' mich durch Leiden auf zum Himmel
schauen,
„Wenn auch der Himmel fast sein Kind
verläßt.
„Laß mich vor der Gebenedeiten knieen,
„Und harren, bis sie Trost der Seele giebt,
„Bis sie das arme Herz zu sich wird ziehen,
„Das nur gefehlt, indem es heiß geliebt.
„Erst stille du, Geduld, des Herzens
Sehnen,
„Dann brich es, Tod, und gieb ihm so die
Ruh! —
„Erst trockne du, Geduld, des Auges
Thränen,
„Und dann, o Tod, dann drück' es leise zu.“

Zum Abſchied,

an Hans Carl Freihr. v. Manteuffel,

an ſeinem Geburtstage, den 6. März 1808.

Der ſchöne Tag, den wir ſo oft beſungen,
Den wir, von Wonn' und Ahnungen durchdrungen,
Verjubelt oft, verträumt, verlacht, verweint,
Ruft heut mich noch einmal zu ſeiner Feier,
Und ſtimmt die kleine, faſt beſtaubte Leier
Noch einmal Dir, Du mein geliebter Freund.

Doch wenn ich ſtatt der heitern Rundgeſänge,
Dir in Dein Feſt nur Trauertöne menge,
Wirſt Du mir dann, mein Carl, dieß auch verzeihn?
Sieh, Witz und Laune kann ich Dir nicht bringen,
Zwar hallt die Saite, und ich werde ſingen,
Doch ſoll's ein Abſchiedslied dem Freunde ſeyn.

Nicht vorwärts ſchau' ich auf den Weg zum Ziele,
Den du Dir wählſt; mir bangt, daß zum Gewühle
Der großen Welt Du wendeſt Deinen Lauf;
Nein, mahnend Dich an die entfloh'nen Stunden,
Die mich auf immer an Dein Herz gebunden,
Deck' ich der Vorzeit heil'gen Schleier auf.

Und ſieh, da ſtehn die freundlichen Geſtalten! —
Sie nahen Dir, nicht Dich zurück zu halten,
Nur grüßen wollen ſie Dich noch einmal:
Da ſtehn ſie alle, die ſchon heimgegangen,
Da ſteht des Herzens heißeres Verlangen,
Da ſteht der Seele hohes Ideal.

Da ſteh'n die Geiſter der vergangnen Tage,
Und alle wagten gern an Dich die Frage:
„Was treibt Dich denn aus unſrer Mitte fort?
„Wie konnte denn Dein Herz die Kühnheit faſſen,

„So vieles Theure hier zurück zu lassen,
„Und welches Glück erwartet Dich nun dort?“

So möchte auch mein liebend Herz Dich fragen,
Du aber sollst mir nicht die Antwort sagen,
Nur lesen will ich sie in Deinem Blick.
Doch so im Bruder- und im Freundes-Kreise,
Bei treuer Liebe und bei deutscher Weise,
So kehrt Dir dieser Tag doch nie zurück.

Zieh hin! ich bleib' in unsrem Vaterlande! —
Mit reinem Herzen, kärglichem Verstande
Geb' ich mein Scherflein auch zum Menschenglück.
Du aber stehst vielleicht einst nah' dem Throne,
Und hast Du Dir erkämpft die Bürgerkrone,
So denke an die schönre Zeit zurück.

Vielleicht suchst Du, des Glanz und Kampfes müde,
An Deinem stillern Abend wieder Friede,

Und haſt Dir unſ're Flur dazu erwählt;
Dann findeſt Du dieß Herz auch noch im Greiſe,
Der ſtill und fröhlich in der Seinen Kreiſe,
Den Kindeskindern noch von Dir erzählt.

Das Mädchen und der Todtenkopf, ein Nachtſchmetterling.

1810.

Das Mädchen.

Was ſchwärmſt du auf der ſtillen Au
Noch in der Abendſtunde?
Was machſt du durch den Wieſenthau
So ſpät denn noch die Runde?
Es ſchläft ja alles weit und breit,
Und gab es nicht bei Tage Zeit?

Der Todtenkopf.

Ich bringe meinen ſtillen Gruß
Im Schlaf der Blume lieber,

Und ſchwebe wie der Genius
Des Todes, ihr vorüber,
Und morgen hat ſie's nicht gedacht,
Wer ihr im Traum den Kuß gebracht.

Das Mädchen.

Was willſt du doch, du kleines Ding,
So ſinnig ernſt erſcheinen?
Doch bleibſt du nur ein Schmetterling,
Drum halt dich zu den deinen,
Und überlaß den Geiſtern nur,
Die monderhellte ſtille Flur.

Der Todtenkopf.

Ich trage aus der Geiſterwelt
Auf meiner Stirn das Zeichen;
Deshalb, den Elfen beigeſellt,
Muß ich die Nacht durchſtreichen,
Bei des Johannswurms Fackelglanz
Beginnen wir den Geiſtertanz.

Und ſiehſt du nun am neuen Tag
Die Blumen ernſter ſtehen,
Und ſinnſt du dem Geheimniß nach,

Wie sie so schnell vergehen:
„So glaube nur, ich sag' es dir,
„Dieß macht der Geister-Kuß von mir!"

Dem Mädchen ward, als er so sprach,
Für ihre Blümchen bange;
Sie lief ihm durch die Schatten nach,
Daß sie den Räuber fange,
Allein umsonst, und sie muß sehn,
Wie ihre Blumen still vergehn!

Am Grabe meines Kindes.

1813.

Ich stehe hier und weine,
Und sinne still und meine,
Du seyst zu früh verblüht!
Und drücke bang das Siegel
Der Sehnsucht auf den Hügel,
Dem Sturm und Zeit vorüber zieht.

Doch ist dir nicht vor allen
Ein schönes Loos gefallen?

Mit reinem Unschuldssinn
Im Morgenthau zu blühen,
Und, vor des Tages Glühen,
Schon wieder in der Erde drinn?

Indeß wir gehn und wandern,
Von einem Pol zum andern,
Und nie den Frieden sehn;
Erst alles heiß umfassen,
Und endlich doch verlassen
Am Abend unsres Lebens stehn.

Drum ist dir wohl vor allen
Ein schönes Loos gefallen,
Drum gönn' ich dir die Ruh'!
Drum drückt' ich, zwar mit Beben,
Doch aber still ergeben
Dir selbst die holden Augen zu.

Doch wie nach Sturmes Wüthen,
Vor den gebrochnen Blüthen
Der arme Gärtner steht,
Wenn seiner Hoffnung Streben

Im zarten Blumen-Leben
Mit einem mal zu Grunde geht;

So steh' ich hier und weine,
Und sinne still und meine,
Du seyst zu früh verblüht!
Und drücke sanft das Siegel
Der Sehnsucht auf den Hügel,
Dem Sturm und Zeit vorüber zieht.

Die Fischerin.

1817.

Auf spiegelklarer Fluth dahin
Fährt über'n See die Fischerin
Bei leiser Lüfte Wehen.
Wohl eilt der West ihr sehnend nach,
Doch was er liebend zu ihr sprach,
Sie konnt' es nicht verstehen.

Da ruft die Welle: „Lieber Wind,
Ich möchte gern dem holden Kind

Die nackten Füßchen küssen!"
Der Wind reicht willig ihr die Hand,
Und hebt sie an des Kahnes Rand
Empor zu Mädchens Füssen.

Sie netzt die Füßchen, weich und warm,
Und spricht: „Könnt' ich doch Hand und Arm
Auch küssend ihr berühren!"
Da faßt er stark sie beim Gewand
Und zieht sie auf zu Arm und Hand,
Die kühn das Ruder führen.

Und weiter spricht sie: „Schöner doch
Sind Mädchens Wang' und Lippen noch,
O stille mein Verlangen!"
Da hebt mit stärkerer Gewalt
Der Wind sie auf und führt sie bald
Zu Mädchens Mund und Wangen.

Doch als die Lippen sie berührt,
Und süßen Hauch und Kuß gespührt,
Kann sie sich nicht mehr fassen,
Und eh' der Wind es sich versieht,

Nimmt sie das Mädchen, und entflieht,
Und will es nicht mehr lassen.

Da wächst er schnell zum Sturm und fährt
Der Welle wüthend nach, — zerstört
Ihr Kleid in allen Falten. —
Allein vergebens, — denn sie weiß,
Auf tiefem Grund den theuren Preis
Verborgen ihm zu halten.

Der Jüngling.

Führe mich, du liebe Welle,
Zu des Ufers trauter Stelle,
Wo mein Mädchen harrend steht.

Die Welle.

Schöner Jüngling, hast nicht Eile!
Kühle dich in mir, und weile,
Denn der Sturm ist ja verweht.

Der West.

Kommst zu spät! Kommst zu spät!

Der Jüngling.

Spät? — drum schnell zu ihr hinüber!

Ach sie seufzt wohl: Komm mein Lieber!
Schaut sich bangend nach mir um.

Die Welle.

Bleib! ich will dir viel erzählen;
Süße Worte will ich wählen,
Wie der Biene leis' Gesumm.

Der West.

Sie ist stumm! — Sie ist stumm!

Der Jüngling.

Stumm? — Wir werden uns verstehen.
Nur ihr Auge darf ich sehen,
Wenn die Lippe gleich nicht spricht.

Die Welle.

Lächeln meine Himmelsbilder
Aus der Tiefe dir nicht milder
Als ein menschlich Angesicht?

Der Wind.

Trau' ihr nicht! Trau' ihr nicht!

Der Jüngling.

Nicht? — Drum, Welle, laß' dich fragen;
Bringst du dort nicht hergetragen
Liebchens Schleife rosenroth?

Die Welle.

Nein! die hab' ich selbst empfangen,
Als ich jüngst auf Mund und Wangen
Meinem Lieb den Brautkuß bot.

Der Sturm.

Sie ist todt! — Sie ist todt!

Und noch einmal kommt geschritten
Sturm und eilt der Welle nach. —
Faßt und theilt sie in der Mitten,
Wühlt sich bis ins Brautgemach.
Trägt die Braut, emporgezogen
Mit gewalt'ger Riesenhand,
Trotz des Kampfes mit den Wogen
Zu dem Jüngling an den Strand.

Und, als hier des Jünglings Leben
An der kalten Bruſt vergeht, —
Steht der Sturm als Weſt daneben,
Der den Blumenhauch verweht.

Wach auf!

Ein Kranz von sieben Sonnetten.

1. Der Lenz.
2. Die Mutter.
3. Die Liebe.
4. Die Sorge.
5. Die Trompete.
6. Die Nacht.
7. Der Engel.

1818.

1. Der Lenz.

„Wacht auf!“ so rufts: „es kommt der Lenz gegangen!“
Und sie erwachen alle ungesäumt. — —
Ihr Kinderchen, habt ihr so schwer geträumt?
Noch seh' ich Tröpfchen an den Wimpern hangen,
Doch schnell vergessen sie das leise Bangen;
Der Hain ertönt, und Saat und Knospe keimt;
Der freie Strom, ein junges Roß, er schäumt,
Die Erde steht mit hoch erglühten Wangen. —
Du holder Lenz, o höre meinen frommen
Geheimen Wunsch, o zügle deinen Lauf!
Die Zeit hat meine Jugend mir genommen,
O weck' auch meine Blüthen wieder auf! —
Er aber spricht: „Erst decke Erde drauf
Zum Winterschlaf, dann werd' ich wiederkommen!“

2. Die Mutter.

„Wach auf! Die Mutter ſteht an deiner Wiege!
„Horch nur, wie luſtig ſchon die Vöglein ſind,
„Sieh, wie das Bächlein dort ſo emſig rinnt,
„Als obs mit Wolken um die Wette fliege!“ —
Und in der Mutter engelmilde Züge
Schaut mit den blauen Augen auf das Kind,
Und ſtreckt die Aermchen aus, daß es geſchwind
An dem geliebten warmen Buſen liege. —
Wer weckt dich nun, mußt du im Traume weinen?
Wer beugt ſich liebend jetzt auf dich herab,
Und ruft: wach auf, es wird der Tag erſcheinen,
Die Kindheit und die Mutter deckt ein Grab! —
So nimm die Liebe denn, die ſie dir gab,
Und geh' mit ihr, und wecke deine Kleinen! —

3. Die Liebe.

„Wach auf! Die Liebe naht mit ihrem Glücke!“
So tönts dem Herzen, süß wie Schwäne ziehn.
Rasch giebt den Ruf ein Puls dem andern hin,
Daß alles zum Empfang sich köstlich schmücke.
Da putzen sich mit Himmelsglanz die Blicke,
Es läßt die Wange ihre Rosen blühn,
Der Mund schmückt sich mit köstlichem Rubin,
Kühn wogt der Busen unter seiner Brücke.
Und sieh, die Liebe kommt, und schmückt die Locken
Mit ihrer Krone der entzückten Braut. — —
Herz! du bleibst arm, am Throne wie am Rocken,
Hast du ihr Engelantlitz nie geschaut.
Mir ist es noch, als hört' ich ihren Laut,
Als tönt' er noch durch meine Abendglocken.

4. Die Sorge.

„Wach auf! du darfst nicht länger Ruhe halten!“
So tönt der Sorge strengeres Geheiß.
Du rafft dich auf, ihr zu entfliehn durch Fleiß,
Allein umsonst, stets wird sie mit dir schalten.
Bald legt sie Stirn und Wange dir in Falten,
Bald macht sie dir das Auge roth und heiß,
Bald färbt sie dir die Haare einzeln weiß,
Bald schreckt sie dich in riesigen Gestalten.
Und dennoch eile nicht ihr zu entfliegen,
'S ist eine alte Freundin, welche schon
Bei deiner Mutter saß, dich einzuwiegen,
Sie zog dich groß, sie nennt dich ihren Sohn,
Und stopft dir, ist das Leben einst entflohn,
Wohl noch das Kissen, daß du weich magst liegen.

5. Die Trompete.

„Wacht auf! Wacht auf! hört die Trompeten schallen!
„Frisch auf zur Schlacht! es bricht der Feind herein!“
Da stellen froh die Tapfern sich in Reih'n,
Als sollten sie zu ihrem Festtag wallen. — —
Hörst du den Donner des Geschützes hallen?
Ade, o Braut! es muß geschieden seyn, —
Ade! ich bleib' auch noch im Tode dein!
Vertrau' auf den, vor dem die Loose fallen! —
Und nun hinaus! hinaus in Gottes Namen,
Wo das Panier mit kühnem Fittig weht!
Streut in die Furchen euren blut'gen Samen,
Auf daß er auf zur Saat des Friedens geht.
Und wer heut Abend bei den Siegern steht,
Der bete still sein: „Vater unser! — Amen!“

6. Die Nacht.

„Wacht auf, ihr Geister! rüstet euch, ihr Träume!“
So ruft die ernste sternumkränzte Nacht.
Da hebt der Todtenkopf die Flügel sacht,
Die wilde Jagd braust durch die stillen Bäume,
Der Glühwurm leuchtet durch die finstern Räume,
Und Irrlicht hat sich auf den Weg gemacht.
Das Auge schläft, allein das Herz erwacht,
Und ihm erblüh'n die längst verschloßnen Keime.
Bald wiegt's der Traum in seliges Vergehen,
Stellt ihm Erfüllung kühner Hoffnung nah;
Bald läßt er warmen Hauch herüber wehen,
Von einem Lenz, den noch kein Auge sah. —
Was steht denn nun als Wahrheit vor dir da?
Was wachend oder träumend dir geschehen?

7. Der Engel.

„Wacht auf! Die Todten sollen auferstehen!
„Es tagt, der Auferstehungs-Engel ruft!“
Da bersten Schloß und Riegel an der Gruft,
Und alle sieht man aus den Kammern gehen.
Und in des ew'gen Morgens frischem Wehen,
Zerfließen Zeit und Tod wie Nebelduft. — —
Das Herz gesundet in der reinen Luft,
Und überall ist frohes Wiedersehen. —
Kennst du sie noch? — dort grüßen dich die Brüder!
Hier sucht dich die Geliebte und der Freund! —
Und liebend schaut der Vater auf dich nieder,
Der seine Kinder alle heut vereint
Und spricht: „Mein Kind, komm, du hast ausgeweint,
Hier ist dein Lenz und deine Mutter wieder!“ —

Berglied.

1818.

Wenn ich auf Bergen ſteh',
Und in die Ferne ſeh',
Iſt mir's, als ſey
Vor mir der Zukunft Land
Unerforſcht, unbekannt
Wie ein Bild ausgeſpannt
Grenzlos und frei.

Hier liegt ein trauter Ort,
Schattige Wälder dort
Laufen ins Thal.
Hier wogt des Teiches Rohr,
Dort blickt der Fluß hervor,
Berge im blauen Flor
Steh'n ohne Zahl.

Vöglein, wohin? wohin? —
Könnt' ich doch mit dir ziehn
Weit, weit hinaus!
Auf welchem ſchmalen Steg,
Durch welches Waldgeheg,

Führt denn ein sichrer Weg
Mich einst nach Haus? —

Armes Herz, frage nicht!
Vöglein nicht Antwort spricht,
Zieht fort ins Thal — —
Bringst du zufriednen Sinn
Ueberall mit dir hin,
Kannst du zur Heimath ziehn
Auch überall.

Die Ahnung.

Eine Epistel.

1819.

Du zweifelst Freund, daß vor dem klaren Geist,
Der nicht im Traum, der mit Bewußtsein lebe,
Bisweilen eine Ahnung sich erhebe,
Die ihm das Bild der künft'gen Tage weist? —

Glaubst nicht, daß wir als Spielwerk oft ergreifen,
Worein das Schickſal tiefen Sinn gelegt,
Und von dem Baum des Lebens Früchte ſtreifen,
Die nur die Geiſterwelt gepflegt? —
So laß mich Dich an einen Augenblick
Aus Deinem eignen Leben mahnen,
Wo Du uns prophezeihteſt Dein Geſchick,
Und dann geſteh es ſelbſt: Es giebt ein Ahnen!
Denkſt Du des Abends, vor der Abſchiedsſtunde,
Wo bei der kleinen Tafelrunde
Zum letztenmal der Becher klang,
Und ich mit Liebe in Dich drang,
Dein Bild, getroffen nach dem Leben,
Als Pfand der Freundſchaft mir zu geben.
Du aber reichteſt, weil Dein Konterfei,
Der Mutter ſchon verſprochen ſey,
Mir jene Landſchaft, wo der Sturm ſo wild
Mit Fels und Meer und Wolken ringt,

Und ſelbſt den Tod getrieben bringt,
Und ſagteſt ſcherzend: „Nimm, dieß iſt mein Bild!“

Seitdem ſchmückt dieß Gemälde ſtets mein Zimmer,
Und heilig hielt ich es als eine Trümmer
Aus unſrer ſchönen goldnen Zeit;
Und als die Abendröthe heut
In meinem Stübchen Roſen ausgeſtreut,
Sah ich die dunkle Landſchaft ſanft erhellt,
Und den Orkan die blauen Wogen heben,
Und thürmen zu der Wolken ſchwarz Gezelt,
Den kalten Tod auf jeder Woge ſchweben,
Und an dem Fels das arme Schiff zerſchellt,
Und alles ließ Dein Pinſel unterſinken,
Und alles Tod tief in den Fluthen trinken,
Nur für ein Weib fühlt Mitleid Deine Hand,
Nur dieſer ſoll der Rettung Engel winken; —
Die Fluth ſelbſt trägt die zarte Laſt ans Land.
Da blickt' ich ernſt auf Deine Malerei,
Ernſt auf das Trauerſpiel, ſo oft gegeben,

Und der Gedanke faßte mich hierbei,
Daß dieses Bild, das Bild von Deinem Leben,
Wie Du gesagt, geworden sey.

Sieh, auf der Landschaft, an dem Meere ragen
Aus hohen Wipfeln Thurm und Zinn' empor!
Die dunklen Wellen brechen sich und schlagen
An das geschloßne starke Felsenthor.
Sirenen werden von der Fluth getragen,
Aus Wellenschaum schlüpft der Delphin hervor:
So schlug das Leben auch mit seinen Wogen
An jene Mauer, die uns still umgab.
Und goldne Träume, und Gestalten zogen
Im Morgenroth die Fluth hinab.
Wir hörten nur von fern des Sturmes Sausen,
Und glaubten, Schwäne zögen durch die Luft,
Vernahmen in des Meeres fernem Brausen,
Nur eine Stimme die nach uns gerufen.
Da sehnte sich das junge Herz mit Beben

So thöricht aus dem freundlichen Aſyl;
Hinaus ſich ſtürzen wollt' es in das Leben,
Mitſpielen das gewagte Spiel.
Und es erſchien die längſt erſehnte Stunde,
Die endlich zu der Fahrt aufs Weltmeer tief.
Der Abſchied ſchlug dem Kühnen keine Wunde;
Doch trieb der Sturm, als lange noch nicht tief
Die Sonne ſtand, Dein herrlich Schiff zu Grunde,
Und bebend zündet' ich für Dich am Hafen,
Der Liebe hohen Leuchtthurm an,
Ich konnte nimmermehr die Nacht verſchlafen,
In der Dein Sturm begann.
Doch Du vernahmſt nicht meine bange Stimme,
Du wollteſt nicht des Leuchtthurms Fackel ſehn,
Und lieber in dem Kampfe mit dem Grimme
Der Elemente untergehn. — —

Schau' auf das Bild: dort liegt das Schiff ertrunken.
So schnell schon ist die kühne Fahrt vorbei?
Der Jugend Flagge ist hinabgesunken,
Der Hoffnung Ankerthau entzwei,
Und der Ballast des Muthes liegt zerschlagen,
Und der Entwürfe Schiffsvolk ist versenkt, —
Ein Weib nur hat die Fluth ans Land getragen,
Dem Zartesten das Leben nur geschenkt.
Das hast auch Du Dir aus dem Sturm gerettet,
Des Herzens Zartgefühl blieb immer Dein,
Wie hart und rauh das Schicksal Dich gebettet,
Das Herz blieb tief empfindend, treu und rein.
Und ob sich gleich Dein heitres Antlitz trübte,
Scheinbar die warme Brust zu Eis gefror,
Such' ichs, wie der Geliebte die Geliebte,
Und jung und warm tritt mir es stets hervor.

Die weiße Rose.

1820.

Ich sah am jungen Morgen
Ein weißes Röslein blühn,
Und, wie von Liebes-Sorgen
Im Busen tief verborgen
Ihm leichtes Roth erglühn.

Doch in des Mittags Stunden,
Obgleich so schwül und heiß,
War's zarte Roth verschwunden,
Kaum hätt' ich's wieder funden,
Das Röschen bleich und weiß.

Und als ich sorgend fragte
Um ihrer Bläße Grund?
Und um das Blümchen klagte,
Da flüsterte und sagte
Der zarte Blumen-Mund:

„Der Morgen kam gegangen,
„Er rief und weckte mich,
„Es glühten seine Wangen,
„Als sey er süß befangen,
„Und da erröthet' ich.

„Doch seit der Tag gekommen,
„Mit Blicken glühend heiß,
„Fühl' ich im züchtig frommen
„Gemüth mich tief beklommen,
„Und stehe bleich und weiß!"

Natur, wie zart geschrieben
Hast du so tiefen Sinn:
„Nicht glühend heißen Trieben,
„Nur dem bescheidnen Lieben
„Gieb deine Seele hin!"

An Friedrich Kind in Dresden.

1820.

Die Elbe rauſcht, die Schifflein gehen
Mit reicher Laſt Strom ab, Strom auf,
Und den bekränzten Wimpeln ſtehen,
Ihr Sänger, Eure Namen drauf.
Des Wandrers frohe Blicke weiden
Sich an dem raſchen Farbenſpiel,
Und leiſe wünſcht er, und beſcheiden,
Hier wäre ſeiner Wallfahrt Ziel.
Und in der Freiſtatt hier, der Muſen,
Ergreift ihn manches tiefe Wort,
Ein Bild erſteht in ſeinem Buſen,
Und zieht mit ihm zur Heimath fort.
Kaum daß die Heimkehr ihm gelungen,
Setzt er ſich an die Staffelei,
Damit, was ihn ſo tief durchdrungen,
Im Bilde ausgeſprochen ſey.
Doch drauſſen rufen neue Stimmen,
Zu eng wird ihm das kleine Haus,

Den Leuchtthurm treibt's ihn, zu erklimmen,
Und weit zu ſchau'n ins Meer hinaus.
Und an des Buſens heil'gen Flammen
Entzündet er ein treues Licht,
Und rief Euch alle gern zuſammen,
Doch Ihr bedürft des Leuchtthurms nicht.
Ihr ſchifft ihm froh, doch fern vorüber,
Euch trifft nicht Sturm, nicht Wettergraus,
Und Leuchtthurms Licht brennt immer trüber,
Bis es der Sturm löſcht einſam aus.
Doch wie es Euch auch ſtill verſchwindet,
Und in den Nebel untertaucht,
Denkt, Liebe hat ſie angezündet,
Wenn auch kein Schiff die Leuchte braucht.

An Serenus.

Als Antwort auf ſein Gedicht an mich, nachdem er die Aufführung meines Trauerſpiels: „das Bild!“ in Hamburg geſehen.

1820.

Der trübe Wintertag war heimgegangen. —
Die Nacht ſchlich aus dem Forſte ſich herbei, —
Und einſam ſaß ich, — blickte mit Verlangen
Auf meine kleine, leere Staffelei,
Gedenkend an mein Bild mit leiſem Bangen:
Was in der Fremde wohl ſein Schickſal ſey? —
Da hört' ich fernher Deine Stimm' erklingen,
Um dem beſorgten Dichter Troſt zu bringen.

Und manchen Zweifel haſt Du mir beſchworen.
Ich traue Dir, ob ich Dich nimmer ſah.

Als ich mein Bild in Wonn' und Schmerz geboren,
Da ſtand ich Dir und manchem Herzen nah.
Jetzt hab' ich es zum Boten mir erkohren,
Euch grüßend aufzuſuchen hier und da.
Drum, ſiehſt Du's wieder Dir vorüber gehen,
Wirſt Du den Gruß vernehmen und verſtehen.

An Grillparzer,

als ich ſein Gedicht: „Abſchied von Gaſtein" geleſen hatte.

1820.

Gewiß, Du findeſt Troſt an jedem Orte,
Und nicht bloß in dem freundlichen Gaſtein,
Mit Dir zieht ja zu jedes Hauſes Pforte
Ein reicher Troſt für alle Herzen ein;
Für Dich hat die Natur geheime Worte,
Um Dich ſchwebt überall ein Geiſter-Reihn,

Und tröstend muß der Glaube dich umwehen:
„Die lieben mich gewiß, die mich verstehen.“

Wohl trifft der Blitz, — es stürzt der Baum zusammen,
Nur sterbend erst strahlt er verklärt empor.
Beklagst Du ihn? — Willst Du den Blitz verdammen,
Daß er solch' herrlich Opfer sich erkohr?
Heil dem, der stirbt, verzehrt von Himmelsflammen!
Er wird im Tod ein glänzend Meteor,
Ein Opfer auf der Götter heil'gem Herde,
Damit es besser bei dem Menschen werde.

Wohl muß die Muschel erst der Schmerz durchbohren,
Eh ihr der Perle herbe Thrän' entfällt.
Doch ward'st nicht Du mit Schmerzen auch geboren?
Begrüßt der Mensch nicht weinend seine Welt?
Die Thränen hast Du nicht umsonst verloren,

Die selbst ein fremder Sinn für Kleinod hält;
Du wärest ohne Schmerz gar arm geblieben,
Doch weil Du littest, muß die Welt Dich lieben.

Wohl stürzt das Bächlein himmelnah erzogen
Durch Klippenzacken sich als Wasserfall;
Im Thale mit den Brüdern hingezogen
Wär nur ein todter Spiegel sein Kristall.
Hier aber steigt aus ihm der Regenbogen,
Hier sprüh'n um ihn die goldnen Sternlein all',
Denn nur im Kampf, den seine Kräfte rangen,
Sind ihm die Himmelsbilder aufgegangen.

Und Du, mein Sänger, wolltest Dich beklagen,
Daß Muschel, Baum und Wasserfall Dir gleicht? —
Den Schmerzensstunden wolltest Du entsagen,
In denen Dir die Perl ins Auge steigt? —

Nicht in den Kampf Dich mit dem Schicksal wagen,
Der aus Dir selbst Dir Himmelsbilder zeigt?
Nicht an den Aetherflammen Dich entzünden,
Um sterbend uns Verklärung zu verkünden?

Er, dem des Sanges Gabe ward verliehen,
Er ist der Wonne wie dem Schmerz geweiht!
Es muß das alles seine Brust durchziehen,
Was je geboren hat die alte Zeit,
Denn seine reichen Lebens-Melodien
Erklingen nicht bloß für das kurze Heut!
Geschlechter steigen auf und steigen nieder,
Und lehren sich einander seine Lieder.

Wohin?

Ein Sonnetten-Kranz.

---

1. Der West.
2. Die Wolken.
3. Der Fluß.
4. Die Zeit.

1820.

1. Der West.

Wohin? o West! — Warum den Duft verwehen,
Der lieblich aus den Blumenkelchen dringt?
Wohin willst du, wenn meine Emma singt,
Mit den geraubten Liedestönen gehen? —
Doch er entflieht dem Auge ungesehen,
Kaum, daß die Aeolsharfe leis' erklingt,
Und wie er eilend sich vorüberschwingt,
Ist es um süßen Duft und Ton geschehen. —
„Was flüchtig mir der Augenblick geboren,
„In meine Geisterbrust saug' ich es ein.
„Der Ton verklingt, doch geht er nicht verloren,
„Tief in der Seele bleibt er ewig mein.
„Nur wenn du so den Augenblick beschworen,
„Wird er wie du, auch unvergänglich seyn.

2. Die Wolken.

Wohin? ihr Wolken, mit verhängten Zügeln? —
Wohin? auf eurer unsichtbaren Bahn? —
Zieht euch mein Paradies, dieß Thal, nicht an,
Mit seinen Auen, Hainen, Blumenhügeln? —
Wollt ihr euch in dem klaren See nicht spiegeln?
Nicht mit dem Sänger kosen, mit dem Schwan? —
Verweilt! es wird sich bald der Abend nahn,
Und Rosen spenden euren Aether-Flügeln!
„Als Segensboten sind wir ausgesendet,
„Für unsern Reichthum ist dein Thal zu klein.
„Er wird für Millionen ausgespendet,
„Und schließt Gerecht' und Ungerechte ein.
„Nur Segen ist der Zweck von unserm Seyn,
„Und wir vergehn, ist unser Werk vollendet."

3. Der Fluß.

Wohin? o Fluß! mit deinen Wassermassen?
Was treibt dich, unaufhaltsam zu entfliehn?
Schau' doch die Erndte, sieh' die Ufer blühn;
Hör' doch, es ruft: „du sollst uns nicht verlassen!"
Und grüne Arme aus den Hainen fassen
In deine Fluthen, dich zurückzuziehn.
Du aber scheinst von Sehnsucht nur zu glühn,
Und brichst durch Felsen selbst dir deine Gassen! —

„Hast du den weiten Ocean gesehen,
„Vor dem kein Strom, kein Fluß, kein Bach mehr gilt,
„Wo alles eins nur ist, des Himmels Bild
„Nur einzig mag in jeder Welle stehen? —
„In dieses All, das nur ein Sinn erfüllt,
„Da ström' ich hin, dort will ich untergehen.

4. Die Zeit.

Wohin? du schnelle Zeit, mit meinen Tagen?
Ach, viel zu kurz war ich ein frohes Kind!
Der heiße Jüngling ward ein Mann geschwind,
Der Mann muß jetzt schon graue Locken tragen.
Wie auch voll Sehnsucht noch das Herz mag schlagen,
Ich seh's an deiner Uhr, der Sand verrinnt! —
Laß mir die Stunden, die noch übrig sind,
Sonst werd' ich vor dem Richter dich verklagen!
„Hast Fluß und West und Wolken du vernommen?
„Wer nie die Frucht des Augenblicks verlor,
„Für alle Segen hat, im kindlich frommen
„Vertraun den großen Geisterbund beschwor,
„Der fliegt mir noch in seiner Sehnsucht vor,
„Dem bring' ich nur, und hab' ihm nichts genommen!"

Lied.

Zur Feier des Academischen Erinnerungsfestes der Niederlausitz, am 21. August

1821.

Ein Gaudeamus soll uns heut vereinen,
Ihr Juvenes der alten Zeit, — herbei!
Doch bei des Festes Freude sollt' ich meinen
Stünd' erst dem Dichter eine Frage frei.

Chor.

Auf alles ist heut die Antwort bereit,
Drum frag' Er getrost, wir geben Bescheid.

Bringt Ihr zur Lust, die aus dem Becher winket,
Wie sonst, noch einen frohen, freien Geist? —
Begreift Ihr jetzt, warum man Schmollis trinket?
Und was das tiefe Wort: Fiducit! heißt? —

Chor.

Ja, „Schmollis!" dem ganzen Menschengeschlecht,
Und dann: „Fiducit!" auf Gott und Recht!

Der Arm, der seinen Hieber einst geschwungen,
Daß er zum Kampf fürs Leben sey gestählt,
Hat er auch nun den rechten Kampf gerungen,
Und treu vertheidigt, was er ernst gewählt?

Chor.

Wohl hat er gestritten mit Feder und Schwert,
Und segnend und strafend die Kraft bewährt.

Das Burschenherz, im Lieben und im Hoffen,
Bei Mangel selbst, so überselig doch,
Blieb, arm und reich, es immer treu und offen?
Glaubt es an Liebe und an Freundschaft noch? —

Chor.

Wir fanden die Liebe, wir fanden den Freund!
Wir haben nicht einsam gelächelt, geweint.

Wohlan! so lebe denn im Saft der Reben,
Wer die Dogmatic sich im Herzen fand!

Wer Exegese aus Natur und Leben
Und Pädagogic lernt im Eheſtand.

Chor.

Ja, wer die Menſchen zu Menſchen erzog,
Wer lehret und tröſtet, — er lebe hoch!

Es lebe, wer begriffen Kant und Fichte,
Und weſſen Herz Jacobi warm gehaucht.
Wer bei dem Aufblick zu der Wahrheit Lichte
Nicht mattgeſchliffne Augengläſer braucht.

Chor.

Es lebe, wer ahnet im ſtillen Gemüth,
Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht.

Es lebe, wer da richtet ohne Binde,
Wer Stadt und Land nur nach dem Landrecht mißt;
Wer allerwegen, wo man auch ihn finde,
Ganz durch und durch ein Corpus juris iſt.

Chor.

Es lebe, wer muthig aufs Jus geſtützt,
Das Laſter beſtraft, die Unſchuld beſchützt!

Es lebe, wer des Seyns geheimes Walten,
Und seiner Pulse stilles Wort vernimmt,
Wer kühn mit Zaubertränken weiß zu schalten,
Damit des Lebens Flämmchen weiter glimmt.

Chor.

Es lebe, wer Leben erquickt und erhält,
Und rastlos dem Tode entgegen sich stellt.

Es lebe, wer noch eingedenk der Musen
Fürs Vaterland den Degen rüstig schwingt.
Es lebe, wer, Natur, an deinem Busen
Sein friedliches: „Beatus ille“ — singt.

Chor.

Es lebe, wer nützet! das sey uns genug,
Mit Wort und mit Feder! Mit Schwert und
mit Pflug!

Es lebe alles, was wir einst besessen,
Was uns erfüllt, begeistert, und geweckt!
Es lebe, was das Herz nie wird vergessen,
Obgleich es längst ein dunkler Schleier deckt!

Chor.

Ja, holde Erinn'rung der seligen Zeit,
Dir sey ein fröhlicher Becher geweiht!

Und daß wir diese Zeit in Ehren halten,
Drum bleibe stets der Burschensinn in Kraft.
Ein reines Herz, ein frohes kräft'ges Walten,
Das sey der Geist der großen Burschenschaft!

Chor.

Und Schmollis dem ganzen Menschengeschlecht!
Und dann Fiducit auf Gott und Recht!

Der Friedrichsberg bei Sellendorf.

1821.

Nah' an dem lieben trauten Orte,
Ihm, meine Heimath, meine Welt,
Hat, wie der Wächter an der Pforte,
Ein alter Berg sich hingestellt.
Den Lenz, mit seinem Blumenkleide,
Er weißt ihn ab, hat mehr zu thun,
Und sorgt, daß er die Wetter scheide,
Damit das Thal mag sicher ruhn.

Dort in dem Schatten ernster Föhren,
Die er als Helmschmuck sich erwählt,
Weil' ich gar oft, um zuzuhören,
Was mir die Phantasie erzählt.
Wie bald ihr Wort voll ernster Mahnung
Dem Sturme gleich vorüberzieht,
Bald sie mir flüstert süße Ahnung,
Als wär's der Aeolsharfe Lied.

Und sie sprach:

„Sende die liebenden Blicke
„Nicht blos der Heimath zu,"
Deren röthliches Dach
Aus dem Schatten der Eichen
Einer gereiften Frucht gleich,
Lieblich dir winkt. —
Schaue weiter hinaus!
Laß auf Schwingen des Lichtes
Ueber die Thäler
Deine Blicke schweifen;
Bis sie, dem Adler gleich,
Auf der bläulichen Spitze
Ferner Gebirge ausruhn.
Sieh, wie Himmel und Erde

Liebend ſich grüßen.
Wie mit Strahlenarmen
Er die Geliebte umfängt,
Und ſie nun ſein Bild,
In Kriſtall gefaßt,
An ihrem Buſen
Tauſendfach trägt,
Und ihre Düfte
Und Nebelgeſpinnſte
Sorgſam ihm ſendet,
Daß er ſein Wolkenkleid
Daraus ſich webe.
Lies auf der großen, vor dir
Ausgebreiteten Tafel,
Was in uralter
Unverlöſchbarer
Zeichenſchrift die Natur
Am Tage der Schöpfung
Aus dem Munde des ewigen
Heiligen Geſetzgebers,
Niedergeſchrieben:
„Es ſollen nirgends
„Und nimmer vergeblich
„Aller Augen

„Auf ihn warten!“
Und dann greif in die Harfe,
In begeiſterte Pſalme,
Was du geleſen, zu ſingen.
Daß der Weſt die Töne
Forttrage über die Welt,
Und die zartbeſaiteten,
Gleichgeſtimmten Herzen
Unter ſeinem Anhauch
Ahnungsvoll mittönen
Zur Harmonie! —

Oder willſt du der Menſchen
Raſtloſes Treiben,
Und ihr flüchtiges Leben,
Näher betrachten?
Sieh, dort ragen
Einzeln zerſtreut
Graue Thürm' empor;
Zählen als treue Wächter
Jeden Tropfen der Zeit;
Mit erhobnem Finger,
Dem Zeiger der Uhr,
Warnend die Menſchen.

Dorthin eil' im Geiſte,
Tritt in die Wohnungen ein.
Zieh den Vorhang hinweg
Von den Scenen
Der Freud' und des Jammers.
Schau' mit dem innern Aug'
In die finſtre Tiefe
Der Bruſt,
Wo des Vulkans Flammen
Geboren werden,
Die bald in leuchtenden Funken,
Ewigen Sternen gleich,
Aufblitzen zum Himmel,
Bald mit glühender Aſche
Die Erde verſengen.
Höre mit geiſtigem Ohr
Auf die Stimmen
Der Liebe und Hoffnung,
Wie allenthalben
Aus der Natur
Und Offenbarung
Den Menſchen ſie warnen und leiten;
Heilige treue Zeugen,
Daß der Vater

Seinen Kindern
Ueberall nahe ſey,
Wie im Glücke,
So in der Prüfung,
Wie im Leben,
So auch im Tode.
Und erkenn' endlich
Die feſte eherne Kette,
Aus Folge und Folge
Menſchlicher Handlung geſchmiedet,
An welcher das
Unerbittliche Schickſal
Den freien Willen
Scheinbar gefeſſelt
Mit ſich fortreißt.

Und dann erfaſſe die Bilder,
Gieb ihnen Leben und Sprache;
Schlage das Buch des Herzens
Mit ſeinen Geheimniſſen auf.
Damit das Volk
Staunend leſe,
Was es ſich lange
Selbſt verſchwiegen,

Und im getreuen Spiegel
Das ähnliche Bild erkennend,
Die Tugend sich
Muthiger aufrichte
An der Schwester-Gestalt;
Und das Laster, plötzlich
Von der Gespensterfurcht Graun
Aufgescheucht, zitternd
Hellere Pfade sich wähle,
Damit ihm nimmer und nimmer
Der bleiche, gräßliche
Doppelgänger
Wieder begegne.

Und es kam nach diesen Worten
Aus des Abends goldnen Pforten
Zu mir her die Poesie;
Ordnete mit zarten Händen
Ihrer Schwester Blumen-Spenden
Zu des Kranzes Harmonie.

Zeigte drauf mir ohne Säumen,
Grab und Wiege, Leben, Träumen,

Hier den Kelch, dort den Pokal,
Und, die Pol' in unſrem Leben,
Legt' ſie Maſk' und Dolch daneben,
Sprach: Wohlan: „dein ſey die Wahl!"

Und ich wählte! — —
Düſterer ſenkte ſich ſchon
In die Thäler der Abend.
Leiſe Weſte floh'n
Kühlend und labend
Ueber die Blumen.
Und die Flur ward ſtille,
Und der Hain ward ſtumm.
Nur das Zirpen der Grille
Und des Käfers Geſumm
Waren die letzten Stimmen
Noch wachender Kinder.

Doch je dichter die Schatten
Sich rieſenhaft
Um mich gelagert hatten,
Je höher ſchwoll
Mir die innere Kraft,

Und der Begeist'rung voll
Rief und beschwor
Ungekannte Gestalten
Ich aus der Dämm'rung hervor.
Und wenn sie nahten,
Und mir vorüber wallten,
Wollt' ich Namen und Leben
Und das Gebot zu Thaten
Ihnen geben. — —
Ja! sie kommen! rief ich, und lauschte,
Denn in den Zweigen rauschte
Vernehmlich ein lautes Flüstern. — —
Doch eine Stimme bot:
Guten Abend! mir:
„Vater, wir bringen dir
„Mit den Geschwistern
„Hier her das Abendbrot.
„Auch das Feuerzeug
„Wirst du im Körbchen finden.
„Willst du uns heut nicht wieder
„Von dürrem Laub und Gezweig
„Ein Feuer anzünden? —
„Daß wir Schwestern und Brüder
„Bei der Flamme röthlichem Glanz

„Wenn die Zweige kniſtern und brennen,
„Unſern Elfentanz
„Fröhlich beginnen können?
„Mutter iſt mit den Kleinen
„Und unſern Freunden
„Auch nicht mehr fern.
„Wir ſind vorausgeſprungen,
„Wollten ſo gern
„Bei dir die Erſten ſeyn!“ —
Und ſie hielten mich feſt umſchlungen.

Und mit verklärtem Blick
Traten die himmliſchen Schweſtern
Freundlich vor den Kindern zurück.
„Beuge dich immer zum roſigen Munde
„Deiner Kleinen nieder!
„Solch eine Stunde
„Stören wir nicht!
„Lebe wohl! wir ſehen uns wieder!“ —
Und ſie zerfloſſen im Dämmerlicht. —

Die Neujahrs-Stunde.

1822.

In tiefer Mitternacht geboren,
Erwacht die erste deiner Horen,
Sich uns zu nahn, du neues Jahr.
Und wie' sie schüchtern kommt gegangen,
Wird als Gespielin sie empfangen
Von Geistern und der Träume Schaar.

Die lassen sie die stillen Auen
Und all' die Schläfer überschauen,
Für die sie bringt den Neujahrs-Tag.
„Das ist der Mensch, der so im Wachen,
„Wie auch im Traume weinen, lachen,
„Sich lieben, und sich hassen mag!"

„Was bringst du ihm? — Laß uns es wissen!"
Sie aber beugt sich zu dem Kissen
Des Königs wie des Bettlers hin:
„O ihr, zu Lust und Schmerz Erkohrne,

„Erwacht! vernehmt die Erſtgeborne!
„Hört mich! ich bin die Warnerin!“

„Der Schweſtern kommen viele tauſend
„Mir haſtig nach, und treiben ſauſend
„Einander raſtlos vor ſich her.
„Nur wen'ge ſind von Glanz umfloſſen,
„Die meiſten ernſt und abgeſchloſſen,
„Und viele nahen bang und ſchwer!“

„Wacht! daß euch keine überfalle!
So ruft ſie! — Doch ſie ſchlafen alle,
Nur wen'ge hören, was ſie ſpricht.
Wie heut und geſtern ſich verſchlingen,
Und was die künft'gen Stunden bringen,
Des Menſchen Bruſt erfaßt es nicht.

„So muß ich ſcheiden und verſtummen?
„Spricht ſie: die Glocke hör' ich ſummen,
„Die Schweſter naht und drängt mich fort;
„Nichts hab' ich als den erſten Segen,
„Den will ich auf das Haupt euch legen,
„Ein feſter Helm, ein ſtarker Hort!“

„Dein Segen, Fürſt, ſey: fromm zu walten!
„Dein Segen, Volk: Geſetz zu halten!
„Dann bleibt ihr beide ſtark und frei!
„Ihr alle ſeyd nicht mehr, nicht minder
„Des ewgen Vaters gleiche Kinder,
„Drum ſey mein Segen: liebt euch treu!“

Und ſie entflieht! — das Wort der Frommen,
Das ihr im Traume nur vernommen,
Dem Dichter ward es offenbar,
Drum läßt ers aus den Saiten hallen:
„Mein Fürſt, mein Volk, ich künd' euch allen
„Den Segen für das neue Jahr!“

Die Seelenwanderung.

1822.

Wenn ich so bei dem Pflänzchen steh',
Es wachsen und erblühen seh,
Auf zarten Wurzel-Füßen,
Wenn es die Düfte, die es haucht,
Wie leise Liebes-Worte braucht,
Die Nachbarin zu grüßen:
So ist mir wahrlich dann zu Muth,
Als wüßt' ich, wie das Blühen thut.

Schau' ich, wie sich der Bach bewegt,
Wie er von Sehnsucht still erregt,
Die Braut, die Flur umschlinget;
All überall willkommner Gast,
Er dennoch immer sonder Rast
Fort in die Weite dringet:
So wird mir wahrlich dann zu Muth,
Als ob ich sonst des Baches Fluth.

Hab' ich dem Vöglein zugeschaut,
Wie emsig es sein Nestchen baut,
Wie treu das Weiblein brütet,
Und wie das Männlein koost und singt
Und ihm die besten Würmchen bringt,
Und Weib und Jungen hütet:
So wird mir immer dann zu Muth',
Als kennt' ich jene Zeit der Brut.

Seh' ich, wie sich der Adler hebt,
Ist mir, als hätt' ich auch geschwebt,
Hoch über Berg und Halden.
Hör' ich des Schwanes letztes Lied,
Seh' wie der Kranich heimwärts zieht,
Auf daß sie von uns scheiden:
So wird mir immer dann zu Muth',
Als kennt' ich beider Heimath gut.

Wenn sich die Raupe längst verspann,
Und in der engen Puppe dann
Geheimes Leben waltet,
Des Sarges Riegel endlich springt,
Der Schmetterling zu Tage dringt,
Und auf die Flüglein faltet:

So wird mir dann, als ob aus Nacht
Ich auch einmal so schon erwacht.

Und deshalb scheint mir offenbar
Der Seelenwandrung Lehre wahr;
Wo möcht' ich sonst es lesen:
Was Vogel, Blum' und Bach erfüllt,
Wie sich der Schmetterling enthüllt,
Wär' ich's nicht selbst gewesen?
Wie? — oder ist mir so zu Muth
Weil mir die Welt im Busen ruht? —

An J. G. Worbs,

den Geschichtsforscher,

Am Tage der Einweihung einer durch ihn neu erbauten Kirche zu Pribus.

Ein Rundgesang

für seine dort versammelten Freunde und Gemeinde-Glieder.

1823.

Im Gotteshauf' ist heut ein Psalm erklungen,
Ein Dankes-Psalm dem unerforschten Geist!
Jetzt aber werd' auch hier ein Lied gesungen,
Ein Dankes-Lied, das Dich, den Würd'gen preist!

Chor.

Wo Dank und Liebe geopfert hat,
Wird Tempel und Hütte zur heiligen Statt!

Den Vater droben haben wir gepriesen,
Daß er der Kirche Bau so treu gehegt.
Dich aber hat er sichtbar auserkiesen,
Daß Deine Hand den Grundstein ihm gelegt.

Chor.

Dir hat er das Werk in Liebe vertraut,
Er hat es gesegnet, Du hast es erbaut.

Und Tag und Nacht, und emsig hin und wieder
Flog Deine Sorg' und brachte Hülf' und Rath!
Gar mancher Tag ging auf, und mancher nieder,
Eh man den letzten Schlag am Werke that.

Chor.

Wer kennt und ermißt Deine Sorgen genau?
Wir haben nur Freude am herrlichen Bau!

Und sieh, nun wirst Du selbst am heil'gen Orte

Uns oft um Dich verſammeln froh und gern;
Denn Deine tiefen inhaltreichen Worte
Verkünden uns den reinen Geiſt des Herrn.

Chor.

Und Heil Dir! rufen die Herzen dann laut:
Du haſt dieſe Kirche und uns erbaut!

Der Du der Vorzeit Schleier aufgehoben,
Und leicht verſtanden den geheimen Sinn;
Aus morſchen Fäden manch' Gewand gewoben
Für die Geſchichte, unſre Richterin,

Chor.

Dir haben Jahrtauſende anvertraut,
Was längſt mit Raſen war überbaut.

Du weißt, daß, wen die Mitwelt oft vergöttert,
Und weſſen Namen ſie begeiſtert ruft,
Die Nachwelt oft verachtet, und zerſchmettert
Das ſtolze Mauſoleum ſeiner Gruft.

Chor.

Du weißt, es iſt ein ſtrenges Gericht,
Wo die Geſchichte das Urtheil ſpricht.

Und dennoch ſchau'ſt Du ſicher, ohne Bangen
Um Deinen Ruf, in ferne Zeit hinaus.
Wenn auch Geſchlecht einſt auf Geſchlecht vergangen,
Dein Monument bleibt dieſes Gotteshaus.

Chor.

Und wer hier Troſt und Erhebung fand,
Der ſegnet die längſt zerſtäubte Hand.

Und gleiche Werke nimmer zu vernichten,
Haſt Du Dir in der Geiſterwelt erbaut;
So lange die Geſchichte wird berichten,
Nennt ſie gewiß Worbs, ihren Zeugen, laut!

Chor.

Und wenn wir auch alle vergeſſen ſind,
Du bleibſt der Lehrer von Vater und Kind.

So bleibe denn noch lang' auch unſer Lehrer,
Du reichbegabter, hochgeliebter Greis!
Nicht hier bloß ſiehſt Du Freunde und Verehrer,
Es ſchlingt ſich weit ihr unſichtbarer Kreis.

Chor.

Und alle ſtimmen im Geiſte mit ein,
Dir einen fröhlichen Becher zu weih'n!

Grabschriften.

1.

Auf den Grabstein der Frau v. S. geb. v. L. mit ihrem Kinde im Park zu O. begraben.

Schlumm're im Schatten des Hains, der oft zu Träumen dich wiegte,
Unterm grünenden Moos, wo als Kind du gespielt.
Geister verrauschter Zeit, der Stunden schönerer Blüthe,
Schweben im Dufte der Nacht um das einsame Grab.
Rosen blühen darauf, nicht ahnend, daß unter ihnen
Eine schön're zugleich mit der Knospe vergeht.

2.

Auf den Grabstein des Pr. v. T., auf dem Kirchhofe zu U ****.

1819.

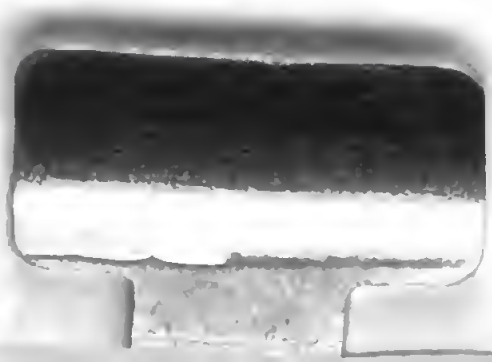
Seines Namens Gedächtniß
Hat er ihm selbst gestiftet.

Deshalb, o Stein!
Sey nur ein Denkmal der Liebe,
Denn die Herzen, die ihn geliebt,
zerfallen
früher in Staub,
als du.

3.

Auf den Grabstein der Gattin des vorigen, ebendaselbst.

Ihrer Demuth Bild
ist das Grab:
Aller weiblichen Tugenden seltner Verein
deckts hier verschwiegen.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01466 1469

A 729,974